

Aichi Gakuin University  
Library & Information Center

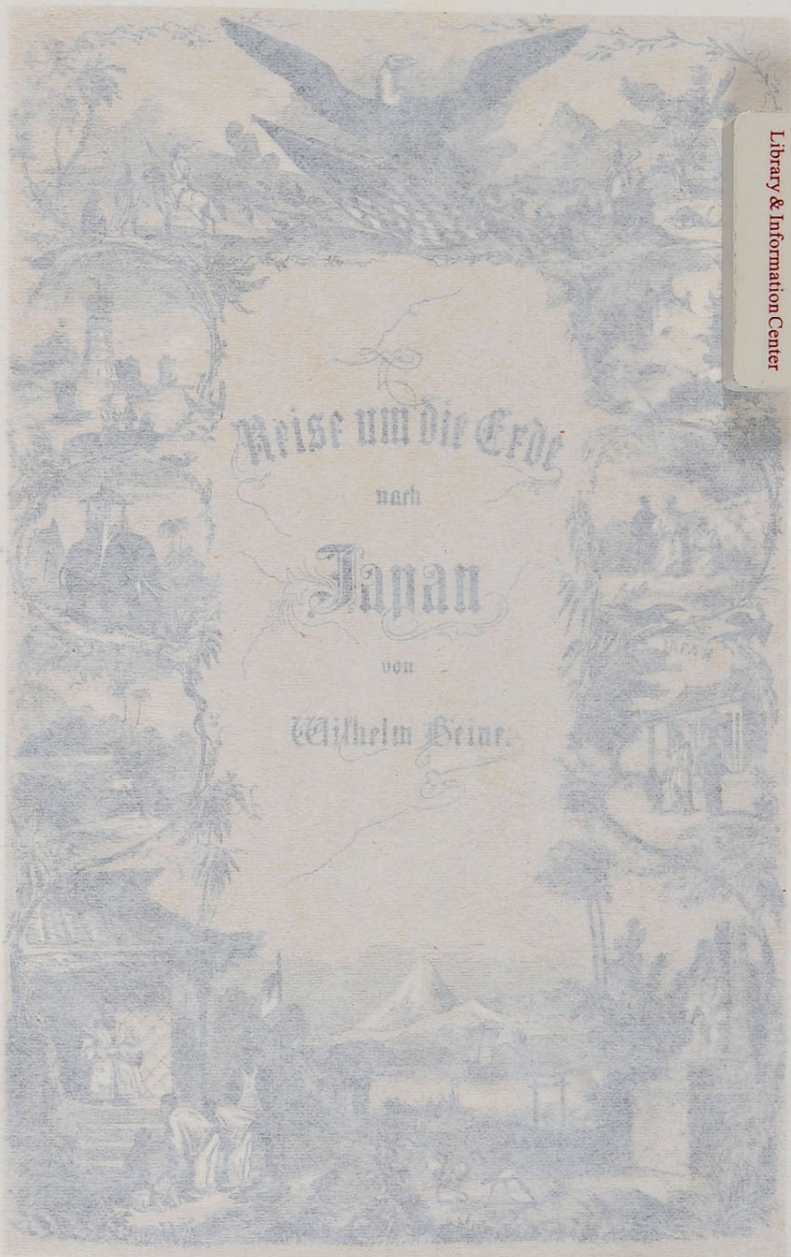
Reise um die Erde

nach

Japan.







Schauort von Japan, auf der Straße zum Hin.



Aichi Gakuin University  
Library & Information Center





Reise um die Erde

nach

**Japan**

an Bord der

Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry

in den Jahren 1853, 1854 und 1855,

unternommen

im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten.

Deutsche Original-Ausgabe

von

**Wilhelm Heine.**

Erster Band.

Mit fünf vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen  
Ansichten in Tondruck,

angeführt in Holzschnitt

von

**Eduard Krejschmar.**

Der Autor behält sich die Uebersetzung dieses Wertes vor.

Leipzig,  
Hermann Costenoble.

1856.

New-York,  
Carl F. Günther.



Aichi Gakuin University  
Library & Information Center

Entered according to act of Congress in the year 1856 by William  
Heine in the Clerk's office of the District court of the southern District  
of New-York.



T 3385

Dem Verfasser des Kosmos

Herrn Alexander von Humboldt

als Zeichen innigster Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet

vom

Verfasser.



Werther, hochverehrter Herr!

Indem ich die während der letzten drei Jahre über meine Betheiligung an der von der Regierung der Vereinigten Staaten Nordamerikas nach Japan angeordneten Expedition gesammelten Notizen vor das Publikum bringe, hege ich den lebhaften Wunsch, Ihnen, dessen erhebendes Beispiel mir stets vorschwebte und dessen so überaus gütige und freundliche Theilnahme mich ermuthigte, ein schwaches Zeichen meiner Verehrung zu geben.

Erlauben Sie mir, Ihnen meinen literarischen Versuch darbringen zu dürfen. Ich bin mir recht wohl bewusst, daß mein Buch kein wissenschaftliches Werk ist und kaum auf die Ehre Anspruch machen kann, dem ersten und größten Gelehrten unserer Tage gewidmet zu werden; allein lassen Sie dem guten Willen des Gebers das ersehen, was der Gabe an Werth abgeht.



Für die freundliche Gesinnung und Theilnahme, die Sie mir und meinen schwachen Bestrebungen bewahrt, wie ich aus den Briefen meines Vaters sowohl, als auch mündlich von Herrn v. Gerold erfahren, empfangen Sie meinen aufrichtigsten, wärmsten Dank. Bleibt auch Das, was ich als Künstler gewollt und erstrebt, weit hinter meinen eigenen Wünschen zurück, so muß ich mich als Philanthrop an den Trost halten, durch Zeichenstift und Feder wenigstens ein kleines Scherflein zur Erweiterung menschlichen Wissens beigetragen zu haben.

Genehmigen Sie die nochmalige Versicherung der innigen Verehrung, mit der ich verharre

Newyork, Decbr. 1855.

Ihr

aufrichtig ergebener

W. Heine.

## Auszug

aus Briefen von Herrn Alexander von Humboldt

an Wilhelm Heine.

„Der Verleger dieses Reisewerks erlaubt sich nachfolgenden Brief anzuziehen „und gleichsam als Vorwort hier zu veröffentlichen, welcher bezeugt, wie lebendig „das wohlwollende Interesse ist, das Herr Alexander von Humboldt den Be- „strebungen des Verfassers geschenkt hat.“



### Herrn von Humboldt's Antwortschreiben

an Wilhelm Heine.

Ich danke Ihnen auf das Innigste, theurer Herr Wilhelm Heine, für Ihre freundlichen Zeilen und das ehrenvolle Anerbieten, Ihrem wichtigen Reisewerke meinen Namen vorsetzen zu wollen! Alles ist wahr, was Ihnen mein vortrefflicher Freund, der Herr Gesandte von Gerolt, von dem Lobe gesagt hat, das Ihre schönen malerischen Darstellungen, die ich öffentlich habe ausstellen lassen, eingeerndet haben, aus dem Munde unseres großen Meisters Rauch, wie aus dem meines Königs, dessen Kunstgeschmack ein sehr geläuterter ist und der sich freut, daß es zuerst einem Künstler aus unserem Vaterlande gelungen ist, die individuellen Züge der Natur an den lange verschlossenen Küsten des japanischen Reiches sinnig aufzufassen. Nicht bloß der landschaftliche Charakter Ihrer schönen Blätter ist zu loben, sondern vor allem auch die Sorgfalt, mit der es Ihnen gelungen ist, die Gesichtszüge von so sonderbar gebildeten Stämmen wiederzugeben.

Ihr eigenes, ächtdeutsches Buch wird, wenn es erscheint, hier gewiß das lebhafteste Interesse erregen. Wer die Natur so wahr aufzufassen, und im Bilde darzustellen weiß, der findet auch leicht das



Naturwahrheit in der Sprache. Lassen Sie nur ja Alles in der primitiven Einfachheit Ihres Styls.

Empfangen Sie, theurer Mann, den erneuerten Ausdruck der herzlichsten Theilnahme und der Hochachtung, die Ihrem Talente, Ihren Bestrebungen und Ihrer müthigen Ausdauer gebührt.

Freundlichst

Berlin, 6. Jan. 1856.

Ihr

Al. v. Humboldt.

## Inhalt.

	Seite
<b>Einleitung.</b>	
Zweck und Ziel der Wanderfahrt. — Commodore Perry. — Schwierigkeit, eine Stelle in der Flotte zu erhalten. — Ein Masters-mate. — Meine Anstellung auf der Fregatte <i>Mississippi</i> . — Abfahrt von Newyork. — Aufenthalt in der Chesapeakebay. — Annapolis. — Letzter Besuch des Präsidenten Fillmore am Bord. — Norfolk. — Die Navy-Yards. — Amerikanische Schiffsdisciplin und Lebensweise am Bord . . . . .	3
<b>I. Madeira.</b>	
Abfahrt von Norfolk. — Nördliche Ansicht von Madeira. — Funchal. — Sehenswürdigkeiten daselbst. — Spaziergänge ins Innere der Insel. — Traurige Begegnung. — In See! — Vierfüßige Seefranke. — Weihnachten und Neujahr. — Wie es unter der Linie ausfiehet . . . . .	19
<b>II. St. Helena.</b>	
Ansicht von der Seeseite. — Befestigungswerke. — Plantation-Hofe. — Jamestown. — Chinesischer Tempel. — Longwood. — Napoleons Wohn- und Sterbezimmer in ihrem dormaligen Zustande. — Das leere Kaisergrab . . . . .	31
<b>III. Die Capstadt.</b>	
Physiognomie der Südwestküste von Afrika. — Ankunft in der Tafelbay. — Landschaftliche Ansicht des Caps von der Bay aus. — Ein Gang durch die Capstadt. — Verschleierte Männer. — Besteigung des Tafelberges. — Gegenständliches. — Panorama. — Der Temperanz-Mann in Versuchung. — Waschweiberstudien. — Dmthologisches. — Ausflug nach der Westküste des Caps. — Mittheilungen über Elephantenjagden und den Kaffernkrieg . . . . .	43



IV. Mauritius.

Fahrt an der Südküste von Afrika. — Ueber Luftspiegelungen. — Ansicht von Mauritius (Isle de France). — Rhebe von Port-Louis. — Spaziergang durch die Stadt. — Politische Stimmung der Eingeborenen. — Befestigung des Berges La Pouce. — Das Dörfchen Mocoa. — Tropische Landschaft. — Hindus. — Originalcostüms zu Jossonda. — Pamplemouise. — Die Gräber Pauls und Virginies. — Ein Modell des Paradieses. — Gerichtliche Verhältnisse. — Die Bank von Nazareth . . . . . 57

V. Ceylon.

Ankunft in Point de Galle. — Ceylonische Kootenboote. — Physiognomie der Stadt. — Lebhafter Verkehr. — Costüms. — Wanderung an der Ostküste. — Buddhistentempel und buddhistische Priester. — Singalesische Schreibart. — Eine heilige Schlange. — Seltenheit der Frauen. — Vorsicht beim Handel. — Siamesische Pilger und Bonzen . . . . . 69

VI. Singapore.

Ankunft im Hafen. — Zunehmende Wichtigkeit des Places. — Die Stadt. — Sapeys-Cafereien. — Sampans. — Fahrt zwischen den Inseln. — Fischerdörfer. — Billige Einkäufe. — Pulo-Passe. — Brennöfen. — Begräbnisplätze. — Pfeffer- und Muskatpflanzen. — Chinesische Colonisten. — Mählzeit in der Fischerhütte. — Ankunft in Hong-kong . . . . . 83

VII. Hong-kong.

Begrüßung im Hafen. — Lage und Befestigung von Hong-kong. — Wanderung durch die Stadt. — Gewerbliches Treiben. — Geldverkehr. — Wohlfeile Bilder. — Landschaftliches. — Ein Tempel des Fo. — Drakel. — Englisches Missionswesen in China. — Gamaischendienst. — Thalia unter den Theerjacken . . . . . 95

VIII. Ausflug nach Canton.

(Erster Tag.)

Fahrt auf dem Canton-River. — Chinesische Indolenz. — Befestigungswerke. — Uferansichten. — Wampoa. — Urlaub nach Canton. — Flußverkehr und Flußbewohner. — Blumenboote. — Kriegsbuchsen. — Europäische Factoreien. — Chinesisches Hotel. — Straßenleben. — Fisch- und Gemüsemarkt. — Lastträger. — Mandarinwohnung. — Trachten. — Gewerbe und Industrie. — Die innere Stadt. — Eine Seidenhandlung. — Betrügereien. — Rechenntafeln. — Bildende Kunst in China . . . . . 111

IX. Ausflug nach Canton.

(Zweiter Tag.)

Weitere Flußfahrt. — Erinnerung an Pilsnig. — Der Pearl-River. — Chinesisches Gartenportrait in natürlicher Größe. — Eines dergl. en mi-

nature. — Die unnahbaren Schönen. — Canäle. — Brücken. — Origineller Schweinetransport. — Ein Besuch im großen Ho-nan-Tempel. — Gefährliche Malerstudien. — Glückliche Rückkunft nach Canton. — Leben in der Faktorei. — Flußpiraterie . . . . . 131

X. Rückfahrt nach Macao.

Chinesische Gassenbrut. — Grausamkeit der Chinesen. — Eine große Flußpagode. — Begräbnisplatz und Begräbnis. — Chinesische Jäger. — Ansicht von Macao. — Verfall des Handels. — Landschaftliche Schönheit der Gegend. — Camoens Grab . . . . . 145

XI. Shanghai.

Einfahrt in den Yang-ke-kiang. — Ankunft in Shanghai. — Schiffswechsel. — Ein Besuch in der Stadt. — Geschäftlichkeit der Chinesen in künstlichen Handarbeiten. — Theegärten. — Chinesisches Theater. — Leihhäuser. — Leichenhäuser. — Chinesische Sportsman. — Leben der Fremden in Shanghai. — Maßregeln derselben gegen die Kriegsunruhen. — Abfahrt von Shanghai und eigentlicher Beginn der Expedition. — Uninteressante Landschaft. — Atmosphärische Eigentümlichkeit. — Fahrt nach den Fiu-Kiu-Inseln. — Vorsichtemaßregeln. — Ankunft im Hafen von Napa-kiang . . . 157

XII. Erste Landung auf Fiu-Kiu.

Erste Berührung mit den Eingeborenen. — Ans Land! — Ein englischer Missionar. — Hafen von Napa. — Befestigungswerke. — Die Stadt. — Offizieller Besuch des Regenten am Bord. — Expedition ins Innere der Insel. — Beschaffenheit des Landes. — Feldbau. — Amtliche Begleiter. — Die Hauptstadt Schuy. — Herberge für Reisende. — Leutseligkeit der Eingeborenen. — Geologische Formation der Insel . . . . . 173

XIII. Feierlicher Besuch des Commodore Perry beim Regenten von Fiu-Kiu.

Ordnung des Zuges. — Eintritt ins Schloß. — Empfangsceremonie. — Bewirtung in der Festhalle. — Hundesuppe. — Gastronomische Curiositäten . . . . . 187

XIV. Die Honin-Eilande.

Lage der Inselgruppe. — Erste Ankedler auf derselben. — Fruchtbarkeit und Schönheit derselben. — Robinsonsche Gelüste. — Exploration von Port-Elond. — Eine Jagdpartie auf Stapleton-Insel. — Rückkehr auf's Schiff . . . . . 195

XV. Zweite Landung auf Fiu-Kiu.

Verstohlener Besuch in der Stadt Napa. — Einrichtung der Häuser. — Eine Indiscretion. — Marktleben. — Begegnung mit dem ersten Japaner.

Aichi Gakuin University  
Library & Information Center



— Charakter der Eingeborenen. — Ein Fest an Bord. — Besuch einer alten Ruine. — Kleiner Abriss der Geschichte von Liu-Kiu. — Gen Nippon! 207

XVI. Erster Aufenthalt in der Bay von Jeddo.

Anblick der Küste von Nippon. — Schönheit derselben. — Einfahrt in die Bay. — Hafen von Uraga. — Erster Verkehr mit den Japanern. — Ihr Aeußeres und ihr Costüm. — Vorsichtsmaßregeln. — Vermessung der Bay. — Befestigungswerke der Küste. — Feindselige Demonstration. — Wirkung eines Pfeiles . . . . . 221

XVII. Zusammenkunft mit den kaiserlichen Commissarien.

Feierliche Anstalten. — Festkleidung der Japaner. — Landung des Commodore. — Japanesische Truppen. — Die kaiserlichen Commissarien. — Eröffnung der Verhandlungen. — Festigkeit des Commodore. — Besuch des Gouverneurs von Uraga an Bord. — Bildung und Kenntnisse der Japaner. — Rückkehr nach Liu-Kiu . . . . . 233

XVIII. Ruhezeit in Macao.

Gum-sing-moon. — Häusliche Niederlassung in Macao. — Geselliger Ton und Umgang daselbst. — Unterhaltende Flussfahrten. — Reismagazine. — Aufgefundene Südeceinulaner. — Nachrichten aus Japan und Betrachtungen über dieselben. — Ein schmerzlicher Verlust. — Jagdpartien. — Ermordung des Gouverneurs Amaral . . . . . 245

XIX. Ruhezeit in Macao.

(Fortsetzung.)

Ein erfüllter Traum. — Tröstlicher Bescheid. — Nachforschungen. — Manches Interessante, aber nicht das Gesuchte. — Weitere Nachforschungen. — Zweckmäßigkeit langer Haarzöpfe. — Glücklicher Fang. — Vorbereitungen zur zweiten Abfahrt nach Nippon. — Bestand der Escadre und Revision der Geschenke . . . . . 261

XX. Dritte Landung auf Liu-Kiu.

Abfahrt von Hong-kong. — Unterseeische Vulkane. — Ankunft in Napa-kang. — Niederlage und Station daselbst. — Heimathsgedanken. — Die Familie des Missionairs. — Excursion zur Aufsuchung eines Kohlenlagers. — Unfall. — Neujahresfeier auf Liu-Kiu. — Größere Zutraulichkeit der Eingeborenen. — Schiffswechsel . . . . . 273

Dokumente . . . . . 281

# Einleitung.





## Einleitung.

Zweck und Ziel der Wanderfahrt. — Commodore Perry. — Schwierigkeit, eine Stelle in der Flotte zu erhalten. — Ein Masters-mate. — Meine Instruktion auf der Fregatte Mississippi. — Abfahrt von Newyork. — Aufenthalt in der Chesapeakebay. — Annapolis. — Letzter Besuch des Präsidenten Fillmore am Bord. — Norfolk. — Die Navy-Yards. — Amerikanische Schiffsdisciplin und Lebensweise am Bord.

Dem freundlichen Leser, welcher nachsichtig und geduldig dem fahrenden Maler in seinen „Wanderbildern aus Central-Amerika“ bis ans Ende seiner Kreuz- und Querzüge gefolgt ist, bis er endlich, auf der Straße von Leon nach Granada hintrabend und dann den Rio St. Juan hinabschwimmend, sich wieder nordwärts wandte, muß ich jetzt nachträglich noch mittheilen, daß bereits, ehe ich Central-Amerika den Rücken kehrte, die Zeitungen viel und mancherlei von einer Expedition verkündeten, welche die Regierung der Vereinigten Staaten nach Japan zu senden beabsichtige. Das Studium der Urgeschichte Amerikas, mit ihren vielen Hinweisungen auf mythische Völkerstämme, welche, aus den wunderbaren Inselreichen des geheimnißvollen stillen Oceans kommend, diesen Continent bevölkert haben sollten, lenkte meine Aufmerksamkeit auf diese Gewässer und regte den Wunsch in mir an, mich vielleicht durch eigene Anschauungen über manche Beobachtungen und Behauptungen früherer Reisenden klar zu machen; und als endlich diese Expedition einen Weg zu



eröffnen schien, nach jenem mystischen, nebligen, weitentlegenem „Gypango“ — welches zu erreichen das Endstreben des großen Columbus war, da konnte ich kaum noch dem Drange widerstehen, mich an dem Unternehmen zu beteiligen.

Nur über das Wie zur Erreichung dieses Ziels war ich mir nicht klar. Die Expedition sollte schon Anfang Mai segeln und Mitte Mai war ich noch in Leon, volle 3000 Miles von Washington entfernt, von wo aus ich erst die Verwirklichung meiner Wünsche betreiben konnte. Ueberdies konnte ich vielleicht durch lange Abwesenheit einen oder dem andern meiner frühern Freunde fremd geworden sein, diese selbst wohl gar nicht mehr den frühern Einfluß besitzen, wie dies bei den stets wechselnden Verwaltungsperioden der nordamerikanischen Freistaaten wohl vorkommt; kurz meine Pläne mochten vielleicht Vielen chimärisch erscheinen, mir selbst jedenfalls aber sehr abenteuerlich.

Um jene Zeit hatte Mr. Kerr, amerikanischer Chargé-d'affaires in Leon zwei Handelsverträge mit Guatemala und St. Salvador ratificirt, welche ich nach Washington überbringen sollte. Schon bei meiner Einfahrt in den Hafen von Newyork hatte ich die Beruhigung, die zum Flaggeneschiff der Expedition bestimmte Dampfregatte Mississippi im Cast-river vor Anker liegen zu sehn, und als ich wenige Tage später dem Präsidenten Fillmore mein Anliegen vortrug, sah ich zu meiner großen Freude, daß die Verwirklichung meiner Wünsche nicht so ganz im Bereiche der Unmöglichkeit lag.

Wie gewöhnlich ward ich vom Präsidenten an den Sekretair des Marineministeriums, und von diesem an den Commodore Perry gewiesen, der bereits das Commando der Expedition übernommen hatte, und in dessen Anordnungen die höhern Behörden nicht mehr eingreifen wollten.

Am 29. Juli 1852 sah ich den alten Seehelden zum erstenmal, dessen Laufbahn im Jahre 1812, in der Schlacht auf dem Erie-See, begonnen und dessen Familienname mit den glorreichen Erinnerungen

der Marine der vereinigten Staaten eng verknüpft ist. Dieser suchte meine sanguinischen Hoffnungen etwas abzukühlen. Eine Hauptschwierigkeit war, daß die Expedition nur eine rein militairische sein sollte und daher schon die zahlreichen Gesuche vieler bedeutenden Gelehrten, welche sich um die Theilnahme an derselben beworben hatten, abschläglich beschieden worden waren. Ein Ausweg blieb jedoch noch übrig.

In jener Zeit, wo die junge Republik plötzlich genöthigt worden war sich eine Seemacht zu schaffen, ohne sowohl wirkliche Kriegsschiffe zu besitzen, noch Gelegenheit gehabt hatte, Offiziere für deren Dienst auszubilden, traten viele Seeleute aus dem Kauffarthendienst in den der Kriegsflotte, mit dem Rang als Masters-mates, von dem sie später zu Lieutenants und weiter befördert wurden. Seit die Navalacademy für die Erziehung junger Offiziere gegründet worden, war dieser Grad zwar in Vergessenheit gekommen, allein noch nicht gesehlich abgeschafft worden, und bei Gelegenheit der Expedition war Commodore Perry gestattet worden, sechs derartige Stellen nach seinem Gutdünken zu vergeben, um jungen unternehmenden Männern Gelegenheit zu verschaffen, während dieser seltenen Expedition wissenschaftliche und künstlerische Arbeiten vorzunehmen. So sah sich denn der friedliche Maler plötzlich mit kriegerischer Würde angethan; statt des hirschedernen Wamses ward ein blauer Rock mit Ankerknöpfen angelegt und er hatte das Recht die Buchstaben: U. S. N. (united-states-navy) hinter seinen Namen zu setzen.

Möge sich aber der Leser keinen zu hohen Begriff von meiner neuen Würde machen. Im regulären Dienst ist die Stellung eines Masters-mate weder eine sehr hohe, noch sein Gehalt eine fette Pfründe. Er steht zunächst unter dem Befehl des Masters, der sowohl die Navigation des Schiffes als die Verwaltung der Provisonen, der Wasservorräthe u. s. w. zu leiten hat, und dies letztere würde der bestehenden Einrichtung nach meine Beschäftigung gewesen sein. Das Logbuch zu führen, Lebensmittel und Wasser auszuthellen, den



Spirit-room — (der Ort wo die Spirituosen aufbewahrt werden) zu kontrolliren und darauf zu sehn, daß nur die dazu berechtigten Matrosen ihren Grog erhalten, im Gefecht entweder die Munition aus dem Magazin bringen zu lassen, oder die Masters-division (Infanterie) zu führen, Bootsdienste zu thun oder, je nachdem die Umstände es erheischten, Deckwache zu halten, wäre mein Loos gewesen, hätte nicht sehr bald Commodore Perry sämtliche Masters-mates auf Zeit alles Schiffdienstes enthoben, und so blieb ich denn trotz meines Soldatenrockes nach wie vor der wandernde Maler. Wegen der vielen, theils des Commodores Stab bildenden, theils für andere bereits auf der Station befindlichen Schiffe bestimmten Offiziere, die als Passagiere in der Mississippi nach China gingen, war Allen der Raum höchst spärlich zugemessen, und während beinaß fünf Monaten war ein kleines Zelt auf dem Quarterdeck mein Atelier, zwei eiserne Haken, an denen mein Hammock aufgeschlungen ward, meine Wohnstelle, und außer meinem Koffer unten im Schiffsraume, war ein nicht über großer Schubkasten das einzige Behältniß um meine Wäsche, Kleider, so wie Zeichnungen und Materialien aufzubewahren. Hatte es ja doch Zeiten gegeben, wo die Satteltaschen auf meinem Pferde meine einzigen Magazine gewesen waren; warum sollte ich mir also hier über den Mangel an Bequemlichkeit den Kopf warm machen; überdies war ja alles das nur für die Zeit der Reise nach China; dort, in der Susquehanna, einem Schiffe von circa 3000 Tonnen Gehalt, hatte der Commodore mir ein hölzernes Atelier zu bauen versprochen und hielt sein Wort. Eben so hatten wir jungen Leute dann unser eigenes Messlokal und unter den speziellen und directen Befehlen des Oberbefehlshabers stehend, wurden wir dem alltäglichen Schiffsleben und seinen vielen kleinen Unannehmlichkeiten so ziemlich entrückt.

Am Bord der Mississippi befand sich noch Mr. B. . . . Daguerreotypist, wie auch Mr. D. . . ., der später in Japan den elektrischen Telegraphen zu dirigiren hatte, und so schiffsgerecht unter Deck gebracht, erwartete man mit schmerzlicher Ungebuld den Tag der Abreise.

Diese sollte jedoch noch etwas verzögert werden. Wegen der Streitigkeiten, die sich über das Recht des Fischfanges an den Küsten von Neuschottland zwischen der amerikanischen und englischen Regierung erhoben, ward es nöthig, schnell einen Kriegsdampfer dahin zu entsenden, und so ward denn Commodore Perry in der Mississippi zeitweilig von der Expedition detachirt.

Ich selbst gewann dadurch noch Zeit in Newyork einige genügende Vorbereitungen für die lange Reise, so wie für die zu verhoffenden Studien zu treffen.

Endlich am 22. Oktober kam der Tag der Abfahrt; aber für's erste ging dieselbe nur bis Anapolis in Virginien, wo wir die Princeton, die noch in Baltimore ihre Ausrüstungen betrieb, erwarten sollten. Vormittags flatterte das Signal: Alle Offiziere und Boote an Bord! vom Vormaste der Mississippi; bald ertönte das Geklitze der Ankerketten, wozu die Matrosen in den Handspeichen unter Trommeln und Pfeifenklang munter den Takt traten, und mit dem Glockenschlag zwölf donnerte der Signalschuß zur Abfahrt über die schöne Bay des Hudson dahin.

Eine zahllose Menge von Zuschauern, theils in Booten, theils auf den Quais, winkten mit Hüten und Tüchern einen letzten Abschiedsgruß, das alte Glockenspiel von Trinity-church (Dreifaltigkeitskirche) ließ sein wohlbekanntes Volkslied hören und unsre Musik spielte „Hail Columbia,“ während wir munter zu den Narrows hinauspufften.

Mir war ganz wunderbar zu Muthe, so lustig und doch auch wiederum so wehmüthig und weich ums Herz; war ich doch kaum erst zurückgekehrt ins civilisirte Leben, hatte kaum erst Zeit gefunden, diesem oder jenem Freunde die Hand zu drücken, und schon ging es wieder hinaus in ferne Weltgegenden, auf neue Abenteuer, noch ehe ich eigentlich dazu gekommen war, zu schmecken wie die Ruhe thut. Im Ganzen machte es mir indessen nur wenig Harm, denn ich hatte ja wieder ein schönes weites Feld vor mir und durfte hoffen,



daß mir günstige Umstände ungleich mehr zu statten kommen würden, als bei meiner letzten Reise.

Bald befanden wir uns wieder im blauen Wasser und nun war es mir auch einmal wieder ganz lustig und wohlgemuth ums Herz.

Wir gingen bis Cap Henry in Virginien, dann die Chesapeake bay hinauf und ankerten dem Städtchen Anapolis gegenüber, fünf Miles vom Lande.

Unser Verweilen in der Chesapeakebay ward zu einer kleinen Geduldprobe für Alle. Vier Wochen in dem schmutzigen gelben Wasser zu ankern, war in dem trüben kalten Herbstwetter nichts weniger als angenehm; dazu der beschränkte Raum im Schiff und die Ungebuld, mit der Alle dem Tage der wirklichen Abfahrt entgegen sahen; genug, die Zeit, die wir hier zubringen mußten, erschien mir mehr als doppelt so lang.

Unterhaltung gab es wenig. Obschon die Chesapeakebay zu manchen Zeiten gute Wasserjagden bietet, war es dazu noch zu früh und die Wildenten scheu. Anapolis, das kleine Städtchen mit seiner Marineschule bot gleichfalls nicht viel Unterbrechung in dem monotonen Leben. Da hier wenig Handel getrieben wird, so hat dieser Ort auch wenig von dem Treiben anderer jüngerer amerikanischer Städte und Städtchen. Die Straßen und Gebäude, von denen viele sich noch vor der Zeit der Unabhängigkeitserklärung her datiren, sehen so methwürdig verträknet aus, daß man immer meint, es müsse aus jeder Hausthüre ein alter bezoppeter Kolonist des Jahres 1775 treten. Die Marineschule, mit ihren Lehrsälen und Wohnungen für etwa 300 Zöglingen nebst Professoren, ist durch hohe Mauern von dem Städtchen getrennt. Unsere Boote landeten an dem zu derselben gehörigen Werft, da es bekanntlich sehr schwer hält, Matrosen am Verlassen des Bootes zu verhindern, um entweder einen Schluck des verpönten Whisky zu trinken, oder auch wohl gar davon zu laufen, — French-leave zu nehmen — wie es am Bord des Schiffes bezeichnend benannt wird. Die Marine-Akademie genießt eines ausge-

zeichneten Rufs; die Gebäude umgeben drei Seiten eines geräumigen Platzes, der zum Exerciren und zu körperlichen Uebungen dient; an der vierten Seite, gegen das Wasser zu, ist eine runde überdeckte Batterie mit schwerem Geschütz, zur Instruction der Gleden und zugleich als Fechtboden dienend. Inmitten des großen Rasenplatzes steht ein einfaches Monument, dem Andenken zweier Midshipman errichtet, die während des merikanischen Krieges ihren Tod fanden. In den Sälen selbst ist eine Sammlung verschiedener Curiositäten, darunter, wie fast in jeder amerikanischen Sammlung, einige Reliquien des Generals Washington. Unter den verschiedenen Flaggen, die den Hauptsaal dekoriren, befindet sich auch jene große blaue Flagge mit dem Motto: „Don't-give-up-the-ship“ (Uebergibt das Schiff nicht), die Commodore D. H. Perry, der Bruder unfers Commodore, in der Schlacht am Eriesee an seiner Mastspize zeigte, und durch den Geist, den jener Wahlspruch athmete, den Sieg an seine Flagge fesselte.

Am 12. November stattete Präsident Fillmore, begleitet vom MarineSekretair und andern hohen Beamten aus Washington, mit vieler Damengesellschaft einen Besuch am Bord der Mississippi ab. Das Schiff war in der üblichen Weise mit Flaggen geschmückt, die Offiziere in Staatsuniform auf dem Quarterdeck, die Mannschaft in den Kaaen; ein Salut von siebenzehn Kanonen ward gefeuert und die Musik spielte „Hail Columbia“ und „Star-spangled-banner.“ Nach vorher gegangener Präsentation ward das Schiff in allen seinen Theilen besichtigt, eine Collation eingenommen und erst spät am Nachmittag kehrten die Besucher ans Land zurück.

Am 18. November kam endlich die lang ersehnte Princeton (Schraubenschiff) in Sicht, und bald darauf waren wir in ihrer Begleitung unterwegs nach Norfolk, am östlichen Ende der Chesapeake bay im Staate Virginien gelegen. Die neuen Kessel der Princeton erwiesen sich jedoch leider als untauglich, weshalb dieses Schiff zurück gelassen werden und die Powhattan, ein Raddampfer von 3000 Tonnen, ihre Stelle einnehmen mußte. Dies veranlaßte auch an Bord



der Mississippi eine Veränderung des Personals; Capitain Mac Cluney, der uns bisher commandirt, übernahm es, die Powhattan nachzubringen, und Capitain S. S. Lee von der Princeton ward zur Mississippi versetzt.

Es vergingen wiederum einige Tage mit Einnahme von Vorräthen und Wasser, in welcher Zwischenzeit ich mir Norfolk, eine Stadt von vielleicht 30,000 Einwohnern ansah. Der Kanal durch den Dismal-Swamp, eine sumpfige Gegend, der hier ausmündet, so wie die Eisenbahn nach Richmond, der Hauptstadt des Staates Virginien, erzeugen hier ein reges Leben. In der auf der rechten Seite des Flusses gelegenen Vorstadt Gosport befindet sich eine großartige Navy-yard mit langgedehnten Schuppen für die Bauhölzer und das Tauwerk, großartigen Werkstätten für Maschinen und andern Arbeiten. Weite Bassins dienen zur Aufbewahrung gewisser Sorten von Zimmerhölzern, die zur besseren Conservirung unter Wasser gehalten werden. An einer anderen Stelle dehnt sich eine lange Linie vorräthiger Anker, in Reihe und Glied an einem Gerüst lehrend, unter denen sich welche bis zu 10,500 Pfund an Gewicht befinden. Unter großen überdachten Werften waren zwei Fregatten im Bau begriffen, und ein großer, aus Granit erbauter Dry-dock ist geräumig genug, um Schiffe ersten Ranges aufzunehmen. Augenblicklich lag die Princeton darin, und gewährte, ganz außerhalb des Wassers, gestützt von zahllosen Holzstreben stehend, einen wunderbaren Anblick. Die Erbauung dieses Docks hatte über eine Million Dollars und zehn Jahre Zeit gekostet.

Im Flusse lagen zwei Kriegsschiffe ersten Ranges, der Columbus und der Delaware, gestrippt; ebenso zwei Fregatten, zwei Sloops und zwei Briggs. Eine Fregatte und eine Brigg wurden eben abgetakelt und der neue eiserne Dampfer Water-witch betrieb eben seine Ausrüstung, um dann nach dem Amazonenstrom abzugehen. Die Pennsylvania, ein 140 Kanonenschiff, dient als Receiving-ship, oder schwimmende Caserne für neueingetretene Matrosen. Die zahlreiche

Mannschaft, die sie zum aktiven Dienst erfordert, ist Ursache, daß sie vielleicht für immer in ihrem jetzigen Ankergrund verbleiben wird.

Obchon bereits viel und mancherlei über das Seeleben geschrieben worden ist, dürfte es doch vielleicht nicht ganz überflüssig sein, den freundlichen Leser an Bord des Schiffes einzuführen, das für mehrere Jahre meine Heimath werden sollte.

Der Etat der Mississippi bestand aus dem Capitain, fünf Lieutenants, dem Capitain der Marinesoldaten, sechs Passed-midshipman und Midshipman, dem Purser (Zahlmeister), drei Aerzten, dem Caplan, dem Engeneer in chief, (Maschinenmeister) mit acht Assistenten, dem Bootsmann, Geschützmeister, Zimmermann, Segelmacher, so wie des Capitains und des Zahlmeisters Clerk (Schreiber). Commodore Perry mit seinem Flaggen-capitain und Flaggenlieutenant (dasselbe was Generalsstabsadjutanten bei Landarmeen), seinem Sekretair und Clerk, nebst drei Stück neugebackener Masters-mates, halb Fisch halb Vogel, — worunter meine Wenigkeit — waren nur als Passagiere an Bord. 35 Marinesoldaten, 48 Maschinenarbeiter so wie die eigentliche Schiffsmannschaft, brachten die ganze Equipage auf 380 Mann, eine starke Anzahl für ein Schiff von nur etwas über 2000 Tonnen, wo Maschinen, Batterien und die nöthigen Vorrathsräume schon so vielen Platz in Anspruch nehmen.

Der Commodore pflegt sich nicht mit den inneren Dienstangelegenheiten des Schiffes zu befassen; hier ist der Capitain Alleinherrscher, der erste Lieutenant sein verantwortlicher Minister, ohne dessen Vorwissen und Genehmigung Niemand das Schiff betreten oder verlassen, noch von den eingeführten Anordnungen auch nur im Mindesten abweichen darf. Im Gefecht führt der erste Lieutenant das directe Commando des Decks, der Master das der Segelmandyres, während der Capitain den Gang des Gefechtes leitet. Die Lieutenants mit den Midshipmans sind bei ihren verschiedenen Divisionen in den Batterien stationirt; der Geschützmeister und der Segelmacher in ihren beiden Magazinen, im Vorder- und im Hintertheile des Schiffes, mit



den Musikern, Köchen und Dienern der Offiziere, die Munition heraufschaffen müssen. Die Aerzte verbinden die Verwundeten in der Cook-pit, im untersten Deck des Schiffes, nahe dem Sterne gelegen. Der Commodore mit seinem Stabe befindet sich auf der Poop, oder dem Deck der großen Kajüte am Stern, und die Marinesoldaten sind in drei Abtheilungen über das ganze Schiff vertheilt.

Zur Verpflegung ist die Mannschaft in Messen, oder Tischgesellschaften, von gewöhnlich 10 Mann, abgetheilt; einer davon ist stets der Koch, d. h. er nimmt an den bestimmten Tagen die Mundprovisionen für seine Messe in Empfang, übergibt sie dem Schiffskoch zur Bereitung und theilt sie dann an seine Genossen aus, deren Tischgesellschaften er gleichfalls reinigt, beaufsichtigt und, so wie alle übrigen Vorräthe, in einer Messkiste verschließt. Die Offiziere erhalten ihre bestimmten monatlichen Rationsgelder, wofür sie sich ihre Mundvorräthe selbst zu stellen haben; auch sie sind nach den verschiedenen Graden in Messen getheilt, und zwar zuerst die des Capitains, in der Regel für sich allein, hier aber wegen Mangel an Raum mit dem Commodore und dem Flaggenecapitain zusammen; dann der Ward-room, der die Lieutenants, Masters, den Caplan, Zahlmeister, die Aerzte, den Marineoffizier, Maschinenmeister und den Sekretair des Commodore umfaßt; dann die Starboard-steerage für die Midshipmans und Clerks; die Post-steerage für das Maschinenpersonal; die Forward-officers-Mess, für Geschützmeister, Hochbootsmann, Zimmermann und Segelmacher. In der Susquehannah ward später noch eine besondere Messe für uns Masters-mates eingerichtet.

Liegt das Schiff im Hafen, so wird mit Tagesanbruch die Morgenfanone abgefeuert und Trommeln und Pfeifen lassen die Reveille erschallen, worauf der Hochbootsmann mit der Signalpfeife und Ruf das Commando zur Deckwäsche giebt. In See wird keine Morgenfanone abgefeuert, auch das Deck nur alle zwei Tage gewaschen. Die Hammocks (Hängematten) werden jetzt zusammengeschnürt und über die Schanzkleidung weggepackt; die Pumpen werden bemant, Eimer

und Deckschwabber ausgetheilt, und bis 7 Uhr ertönt nun das Krägen der Bürsten und Schabeisen, das Stöhnen und Aechzen der Pumpen und das Gerumpel des Holy-stone, eines Steines von vielleicht zwei Centner an Gewicht, der an Stricken über das mit Sand bestreute Verdeck hin- und hergeschleift wird, während Alles barfüßig in Strömen von Salzwasser umherplantscht und die Pumpen ihre Strahlen in jeder Richtung entsenden. Nach 7 Uhr bleibt wenig mehr zu thun als das Deck zu trocknen, das Metallwerk zu putzen und zuletzt mit Besen dem Reinigungsprozeß die Vollendung zu geben.

Im Hafen wird um 8 Uhr die Flagge gehißt, dann ruft die Trommel zum Grog, der auf dem Quarterdeck vom Masters-mate des Spirit-room ausgetheilt wird, zu welchem unangenehmen Dienst man gewöhnlich den ältesten Midshipman wählt. Hierauf wird zum Frühstück gepfeifen und augenblicklich füllt sich der vordere Theil des Decks mit viereckigen Stücken Wachleinwand, auf denen blecherne Schüsseln, Löffel, Messer und Gabeln lustig klappern und der Kaffee oder Thee aus großen Blechesseln mit Blechtöpfen geschöpft wird. Eine halbe Stunde Frist muß genügen, um die Bedürfnisse des Magens zu befriedigen; dann ruft des Hochbootsmanns Pfeife abermals, die Frühstücksgesellschaften verschwinden, das Deck wird abgefegt und um 9 Uhr schlagen die Trommeln Appell oder Quarters; die Equipage versammelt sich an ihren diversen Stationen, die Offiziere inspizieren ihre Divisionen und melden schließlich dem ersten Lieutenant, ob alles in vorschriftmäßiger Ordnung ist. Dienstag ist General-Quarters, oder Manövriren der ganzen Mannschaft, die übrigen Tage gewöhnlich Divisionsererziren.

Einige Minuten vor 12 Uhr bringt der Schiffskoch dem wachhabenden Offizier das Mittagessen der Mannschaft zur Prüfung oder zum Vorkosten. Der Master macht seine Vermessungs-Observationen und meldet dem ersten Lieutenant, daß es Meridian sei, worauf die Schiffsglocke die Stunde angiebt und die Pfeife zum Mittagessen ruft, zu welchem eine volle Stunde Zeit gegeben wird. Erlauben es



die Umstände, so wird am Nachmittag entweder Infanterieerercitium oder etwa nöthige Schiffsarbeit vorgenommen. Um 2 Uhr giebt des Zahlmeisters Steward Provisionen an die Köche der verschiedenen Messen für den nächsten Tag aus, bestehend in gefalzenem Rindfleisch und Schweinefleisch, Bohnen, Erbsen, Mehl, Kaffee, Thee, Zucker, Syrup, gebackene Aepfel und eingesalzene Gurken. Wasser erhält Jeder eine Gallone oder 4 Quart täglich, womit man hausälterisch umgehen muß, um auszureichen. Um 4 Uhr wird abermals eine halbe Stunde zum Essen gegeben, worauf die Mannschaft freie Zeit bis zu Sonnenuntergang hat, wo dann die Hammocks ausgeheilt werden. Um 8 Uhr werden im Vorderdeck die Lichter ausgelöscht, um neun dürfen außer den gewöhnlichen Wacht- und Signallaternen nur mit besonderer Erlaubniß des wachhabenden Offiziers noch Lichter brennen; der Master-d'armes oder Schiffsprofoß macht die Runde und ruft in jede Abtheilung: „Alle Lichter aus!“

Auf der See hat gewöhnlich des Nachts die Hälfte der Mannschaften Deckwache, welche alle vier Stunden abgelöst wird, am Tage bei ruhigem Wetter nur der vierte Theil; wenn jedoch die Umstände es nöthig machen, haben Alle auf dem Deck zu bleiben. Die Offiziere werden gleichfalls alle vier Stunden abgelöst und zwar um 4 Uhr, 8 Uhr, 12 Uhr vor und nach Mittag, so wie Mitternacht. Die Zeit einer Wache wird in acht halbe Stunden eingetheilt; nach Ablauf der ersten giebt die Schiffsglocke einen Schlag, nach der zweiten zwei u. s. w., woher die Bezeichnungen von zwei, drei oder vier Glocken der ersten Wache (8 Uhr Abends bis 12 Uhr), Mittwache (12 Uhr bis 4 Uhr), Morgenwache (von 4 Uhr bis 8 Uhr) kommen. Um nicht jedem der vier wachhabenden Lieutenants alle Tage dieselben Wachtstunden zu geben, wird die Wacht von 4—8 Uhr Abends in zwei Unterabtheilungen getheilt und der nächste Offizier tritt demgemäß schon um 6 Uhr ein. Diese Wache wird dann die Dogwatch oder Hundewache genannt.

Neben dem Lieutenant hält am Vorderdeck ein Midshipman

Wacht und wirft alle halbe Stunden das „Log“ aus, die Schnelligkeit des Schiffs zu bestimmen, was dann in das Logbuch aufgezeichnet wird, ebenso wie der herrschende Wind, etwaige Strömung im Wasser, Stand des Barometers und des Thermometers in der Luft und im Wasser, so wie etwaige andere Bemerkungen.

Etwa vorkommende Disciplinarvergehen werden dem ersten Lieutenant gemeldet, der, wenn er nicht selbst die Bestrafung übernehmen zu können denkt, dieselben dem Capitain mittheilt.

Seit das Prügeln im amerikanischen Dienst abgeschafft ist, bestehen die Strafen in Arrest und doppeltem Eisen, nach Befinden in engem Gewahrsam bei Wasser und Brod, oder bei geringeren Vergehen in Extradienst, Tragen einer 68pfündigen Kugel für bestimmte Zeit, oder daß der Delinquent für einige Stunden ins Tauwerk gesendet wird, so wie daß man ihn für bestimmte Zeit seiner Branntweinration verlustig erklärt.

Offiziere werden mit Suspension vom Dienst und Arrest bestraft, grobe Vergehen aber durchgängig durch ein Kriegsgericht abgeurtheilt.

Am Sonntag ist um 9 Uhr Generalinspektion, wo der Capitain mit dem ersten Lieutenant alle Theile des Schiffs besichtigt. Um 10 Uhr wird gemustert, d. h. auf dem Quarterdeck hat im Beisein sämtlicher Offiziere jeder Mann einzeln vor dem Capitain und ersten Lieutenant zu passiren, bei welcher Gelegenheit etwaige Reprimanden für im Laufe der Woche verübte Disciplinaründen ausgeheilt werden.

Um 11 Uhr ist Gottesdienst, der in der Mißissippi nach dem Ritual der englisch-bischöflichen Kirche abgehalten ward. Eine Hymne wird mit Begleitung der Musik gesungen, die üblichen Gebete gesprochen, dann folgt ein Psalm und den Schluß bildet eine kurze Predigt. Es hat dieser Gottesdienst, trotz seiner großen Einfachheit, etwas ungemein Ergreifendes und Rührendes und die Versammlung eines Häufleins muthiger Männer inmitten des weiten Decans, um sich der Obhut ihres Schöpfers zu empfehlen, muß das Gemüth zur Andacht stimmen. Es wird die Sabbathfeier im amerikanischen Dienst



streng beobachtet, ebenso ist Schwören und Fluchen streng verpönt und ich habe nur selten Gelegenheit gehabt rohe Worte zu hören. Es ist unumgänglich nöthig, daß die Offiziere vollkommene Gewalt über sich selbst haben und sich nicht durch Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen; dies würde die Achtung der Mannschaft vor ihnen vermindern, und ohne diese ist an keine Disciplin zu denken, die auf einem Schiffe, wo, im engen Raume zusammengebrängt, fast jeder sich häufig außer- gewöhnlich anstrengen muß, um den Dienst im Gang zu erhalten, noch viel dringender nöthig ist scharf zu handhaben, als in einer Landarmee.

Es macht mir Vergnügen zu sagen, daß, obgleich der kleinen Unannehmlichkeiten viele und mancherlei vorkamen, ich doch stets mit Freuden an die Zeit zurück denken werde, wo ich unter der Flagge der Vereinigten Staaten diente, und jetzt schon treten alle jene kleine Mißlichkeiten gänzlich in den Hintergrund, während reiche Rück- erinnerungen aus dem abenteuerlichen Seeleben in kühner Romantik vor meiner Seele schweben.

Diese Dir mitzutheilen, lieber Leser, ist die Aufgabe dieses Büchleins.

## M a d e i r a.





I.

M a d e i r a.

Abfahrt von Norfolk. — Nördliche Ansicht von Madeira. — Funchal. — Sehenswürdigkeiten daselbst. — Spaziergänge ins Innere der Insel. — Traurige Begegnung. — In See! — Vierfüßige Seefranke. — Weihnachten und Neujahr. — Wie es unter der Linie ausseht.

\* Am 4. December war endlich Alles an Bord und das Signal: „ready-for-start“ (fertig zur Abfahrt) ward gegeben. Wir liefen die Bay von Norfolk hinab, bei Hampton in die Chesapeakebay, und passirten wieder Mittag 12 Uhr Cap Henri in Virginia. Gegen Sonnenuntergang verloren wir die meisten Dünen aus dem Gesicht und nahmen für lange, lange Zeit Abschied vom amerikanischen Festlande. Unseres Cours ward nun Ost-Süd-Ost; für die ersten Tage hatten wir einen Nordweststurm, kamen aber dann in die Passatwinde, die wir beibehielten.

Bis zum 11. December verlief unsre Reise ohne weitere Abenteuer; am Abend dieses Tages ward an unsrer Leebord-Quarier Land gesehen, und da wir unter einem starken Süd-Wester fuhren, so legten wir für die Nacht gegen den Wind um und gingen erst am andern Morgen unter die Leeseite von Madeira, so daß ich dadurch Gelegenheit erhielt, auch die Nordküste dieser Insel zu sehen.



Diese bietet mehrere äußerst pittoreske Ansichten dar. Scharf abgesehne Felsenwände steigen fast perpendiculaire aus der See auf, welche selbst wenige Kabellängen von der Insel keinen Ankergrund gewähren würden. Mächtige Brandungen spritzten geräuschvoll ihre Massen weißen Schaumes empor; die hohen zackigen Gipfel weiter zurückliegender Gebirge waren theilweis in schwere dicke Nebengewolken gehüllt, und an mehreren Punkten stürzten Wasserfälle, ähnlich dem Staubbad und Pisse-vache in der Schweiz, von einer beträchtlichen Höhe die Felsenwände herab. Diese wilde und großartige Scenerie ward etwas gemildert durch zwei oder drei verstreut in den Schluchten liegende Dörfchen, deren weiße Häuserchen, so wie eine kleine Kirche, weithin sichtbar waren.

Mehr gegen das östliche Ende der Insel zu lag in der Mitte einer ziemlich breiten Schlucht ein hoher ganz isolirter Felsblock, Eagle-rock (Adlerfelsen) benannt, und das Cap, welches das äußerste östliche Ende der Insel bildet, bestand aus einer Anzahl einzelner hoher Felswände und Klippen, von welchen mehrere in sehr malerischen Formen aus der See emporragten.

Sobald man dieses Cap doublet hat, ändert sich der Charakter der Landschaft plötzlich ganz und gar und bietet einen milden lieblichen Anblick. Statt der schroffen Felswände liegen sanft anschwellende Hügel an der Küste hin, meist bedeckt mit Weingärten, zwischen denen zierliche Landhäuserchen hervorblühen. Hier und da werden die Hügel von kleinen Schluchten unterbrochen, durch die ein Bach lustig herunterhüpft, oder auch durch ein freundliches Dörfchen, das sich am Ufer hinzieht.

Das Wetter war am Nachmittag besser geworden und gegen Abend kamen wir in Sicht von Funchal, dessen weiße Häuser hell in der Sonne schimmerten. Mit Sonnenuntergang ankerten wir ungefähr  $\frac{1}{4}$  Meile von einem isolirten Felsen, Loo-rock genannt, auf welchem ein kleines Fort erbaut ist.

Nach einer längeren Seereise ist der Anblick einer jeglichen Küste,

und wäre es selbst die des Musquito-Königreichs — graufigen Andenfens! — ein angenehmer; um wie vielmehr der von Funchal, an der Südseite von Madeira gelegen, zwischen zwei hervortretenden Landspitzen, welche die beiden Enden eines beinahe regelmäßigen Halbkreises bilden, in dessen Mitte das Städtchen mit seinen netten hellen Häusern, umgeben und überragt von seinen rebenbewachsenen Hügeln, friedlich im Abendsonnenschein daliegt.

An der linken Seite, in einer dominirenden Lage, erhebt sich die Citadelle, gerade darunter in geringer Entfernung von der Küste das vorewähnte kleine Fort auf Loo-rock, und noch etwas weiter zur Linken, dicht an der Küste selbst, noch ein zweites Fort: Routimeha. Diese sämtlichen Befestigungen sind indeß mehr pittoresk als zur Vertheidigung geeignet; einige tüchtige Breitseiten aus grobem Geschütz würden sehr bald die dünnen schlechten Mauern niederwerfen und die wenigen alten Kanonen demontiren.

Die Citadelle selbst, etwas höher auf einer zwischen zwei Schluchten gelegenen Felsenhöhe, ist neuer und in etwas besserem Stande, ebenso einige Geschützbettungen längs des Hafens, hoffentlich aber werden diese Befestigungen niemals gebraucht werden. Sie mögen wohl dienlich gewesen sein zu einer Zeit, wo die Kriege mehrtheils noch in Flibustierzügen bestanden; in der Neuzeit aber werden kleinere Zwistigkeiten von den Diplomaten unter Vormundschaft der großen Seemächte ausgefochten, die dann, wenn Worte nicht mehr fruchten wollen, selbst thätig einschreiten. In solchem Falle würden freilich auch die besten Befestigungen hier nichts nützen, da eine strenge Blokade die arme Insel, die ohne Zufuhr von Außen gar nicht bestehen kann, sehr bald ins äußerste Elend bringen würde.

Am andern Morgen begann die Mississippi Kohlen einzunehmen; um dem Staub und Schmutz am Bord zu entgehen, nahm Urlaub, wer immer von den Offizieren entbehrlich war, und so auch ich.

Kaum waren wir aus dem Boot gestiegen, als auch schon eine ganze Schaar von Palantins und Hammockträgern uns umgab, so



wie Leute, welche Reitperde und Ochsen Schlitten zu vermietten hatten. Ich sage Ochsen Schlitten, weil ich in der That keine andere bezeichnende Benennung für diese sonderbare Gattung von Fuhrwerken weiß. Das Untergestelle gleicht ganz unsern Schlittenkufen, hat jedoch einen bedeckten Aufsatz, ähnlich einer altmodischen Kutsche, und wird von einem Joch Ochsen über die kleinen glatten Riesel gezogen, mit denen die Straßen hier gepflastert sind. Den Ochsen sind Löcher in die Hörner gebohrt, woran Glöckchen und kleine Schellen befestigt sind, und werden gewöhnlich von einem vorausgehenden Jungen bei den Hörnern geleitet, während ein Mann hinterdrein geht und sie antreibt.

Auf dem Pflaster von Funchal zu gehen ist für einen Neuling eine schwierige Sache, besonders bei Regenwetter, und ich ward an dem Tage lebhaft an einen Storch, der eine Promenade auf spiegelblank gebohrtem Parket eines Salons zu unternehmen wagte, erinnert; deshalb mietete ich mir denn auch sehr bald einen der vielen kleinen Ponys, die hier immer bereit stehen, und begab mich unter den Schutz eines Führers, um einige nöthige Einkäufe zu besorgen und mir die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen.

Wer sich hier nur irgend ein Pferd verschaffen kann, bedient sich eines solchen, sei es um Geschäftsgänge, Besuche oder Promenaden abzumachen; ein dienstbarer Geist folgt ihm dann und hält sich bei schnellerer Gangart an dem Schweif des Pferdes fest. Der Name meines Führers war Manuel Jesus und ich befand mich sonach gewiß unter der heiligsten Patronage. Der Mann erwies sich mir als nützlich und dienstwillig, schien übrigens auch so ehrlich, wie es ein Lohnbedienter eben sein kann.

Die männliche Bevölkerung von Madeira ist von gutem Aussehen, dagegen kann ich nicht dasselbe von den Frauen sagen, in deren Gesichtern so wie Haltung wenig edler Ausdruck liegt. Möglich, daß die harte Arbeit daran schuld ist, die sie unausgesetzt verrichten müssen. Fortwährend sieht man sie in den Straßen große Bündel Brennholz auf dem Kopfe von den Bergen in die Stadt tragen und sich sonst

abmühen. Die Kleidung besteht bei den Männern in leinenen Hosen und einer rothen oder blauen Weste; die Frauen haben über den Schultern eine Art von Mantilla; beide Geschlechter tragen braun lederne Stiefeln bis auf die halbe Wade, und auf dem Kopf ein rundes Käppchen mit langer dünner Spitze, woran eine kleine Quaste beim schnellern Gehen vor- und rückwärts winkt.

Der Sehenswürdigkeiten sind allerdings nicht sehr viele in Funchal; eine Kathedrale in einem Gemisch von gothisch-byzantinischem Style erbaut, zu welchem späterhin auch noch einige Roccoco- und andere Verzierungen hinzugefügt worden sind, ein paar andere kleine Kirchen mit alten werthlosen Gemälden, eine Kaserne mit einem Regimente portugiesischer Soldaten, ein Gefängniß, in welchem eine Anzahl Personen beiderlei Geschlechts Buße leisten mußte für das furchtbare Verbrechen, ein Stückchen Seife, so groß wie eine Hand, oder ein halbes Pfund Tabak eingeschmuggelt zu haben, welche Gegenstände Monopol der Regierung sind; ein Hospital und eine Sommerwohnung der Königin, ein nicht eben imposantes Rathhaus und ein öffentlicher Spaziergang schließen den Reigen.

Da ich meine wenigen Einkäufe sehr zeitig beendet hatte, so beschloß ich noch am nämlichen Tage einen kleinen Ausflug in die nächst gelegenen Hügel zu machen. Mein Weg zog sich zwischen niedlichen Landhäusern und Gärten hin und da wir uns eben in der letzten Hälfte der Regenzeit befanden, so prangten alle Pflanzen im üppigsten Grün, mit Ausnahme der Weinstöcke, welche eben erst anfangen junges Laub anzusehen.

Die Landleute waren sehr niedergeschlagen, weil dies Jahr eine Mißerndte gewesen und der Ertrag der Weinzucht beinahe die einzige Erwerbsquelle der Madeireser ist.

Meinen Weg verfolgend, erreichte ich nach einiger Zeit eine Bergkuppe, auf welcher ein Kloster mit einer kleinen Kirche gelegen war und von wo aus sich mir eine weite und ungemein liebliche Aussicht darbot: zu meinen Füßen lag Funchal, in einem Amphitheater von



Hügeln und Bergen, deren Abhänge in das üppigste Grün gekleidet, und mit weißen Häuschen wie besäet waren. Dahinter erstreckte sich der schöne, tiefblaue Decan und den Vordergrund bildete eine malerische Gruppe schöner alter Kastanienbäume, welche Kloster und Kirche umgaben und halb verdeckten. Der Nonnen — es war nämlich ein Frauenkloster — waren nur wenige, und diese wenigen weder jung, noch auch sonst beschaffen, um selbst außerhalb ihrer heiligen Mauern weltlichen Anfechtungen sehr ausgesetzt zu sein. Sie beschäftigten sich meist mit weiblichen Arbeiten, von denen möglichst viele an mich abzugeben sich die Führerin ungemein bemühte, und in der That schien auch das Kloster den etwaigen Erlös sehr zu bedürfen.

Am Morgen des 14. schlug ich eine andere Richtung ein, nach der Westseite der Insel. Anfangs zog sich mein Pfad, eben so wie am vorigen Tage, durch Gärten hin, und so lange ich mich zwischen diesen befand, waren die Wege alle mit jenen schlüpfrigen kleinen Kieseln gepflastert und sehr gut unterhalten. Hier und da kam ich an Häusern mit Weinpressen vorüber, deren einfacher Mechanismus durch kleine Bäche getrieben wird, welche sich in sorgfältig gemauerten Rinnen längs des Weges hinziehen.

Später verließ ich diesen Weg und gelangte in ein, von hohen Felsen umschlossenes Thal, von wo mich ein schmaler Fußpfad über Hügel und durch Schluchten hoch hinauf ins Gebirg, nach einem Platz, El Curral genannt, führte, der aus einer Gruppe felsiger, zerrissener Gebirgsstücke besteht und so ziemlich die Mitte der Insel ist. Die Scenerie wird hier etwas wilder, als die südliche Küste, und sieht fast aus wie eine Miniaturcopie der Alpen oder Pyrenäen. Einige ärmliche Hütten, einige zerlumpte Figuren der Bewohner und einige an den Berghängen verstreute Ziegen und Schafe bildeten die ganze Staffage. Eine sehr malerische Ansicht bot sich mir von einer der höchsten Berggruppen in ein Thal, in welchem, etwa 2—3000 Fuß tief, ein Dörfchen am Ufer eines Flusses lag, der weiterhin von dem die Landschaft schließenden Gebirgskamme herabstürzend, einen schönen

Wasserfall bildet. Die an den Bergen herumhängenden und auch mich zeitweilig einhüllenden Wolken machten es mir jedoch schwer, die zum Zeichnen geeigneten Momente zu erfassen.

Gegen Abend nach dem Schiffe zurückkehrend und dem Ufer entlang trollend, begegnete ich zwei Männern, die einen, an eine Stange geschlungenen Hammock auf den Schultern trugen. Im Hammock lag ein blaßes, kränklich aussehendes junges Mädchen, von 16 bis 17 Jahren, deren eingefallene Wangen von reichem blondem Lockenhaar halb verhüllt waren. Sie wurde an das Ufer hinabgetragen, um die abendliche Kühle und frische Seebrise zu genießen. Ihre milden, blauen Augen verweilten mit trübem Blicke auf der schönen Landschaft und der glänzend untergehenden Sonne. — Armes, junges Mädchen! der kleine rothe Fleck auf Deiner bleichen Wange, die fast durchsichtige schmale, feingeformte Hand, waren traurige Anzeichen der bösen Krankheit, die die kaum aufgeblühte Knospe schon zerstört und die wahrscheinlich bald ihr Opfer ereilen wird! — So viele arme Schwindsüchtige flüchten sich aus allen Theilen der Welt hierher nach Madeira, um dem grimmigen, unerbittlichen Tode zu entinnen, leider aber in der Regel wenn es zu spät ist, kommen viele derselben nur über den Decan, um ein frühes Grab in der fremden Erde zu finden! — An der Seite des Hammock ging eine ältliche Dame, begleitet von einem jungen Manne. Ich denke, es wird der Bruder oder sonst ein naher Verwandter des armen Mädchens gewesen sein, denn wenn es ihr Geliebter war, so muß er sich sehr unglücklich gefühlt haben. Wenn er sich indeß unbeachtet glaubte, warf er einen langen, traurigen Blick auf das kranke Mädchen. Ich that als hätte ich nichts gesehen, sondern schaute hinaus nach der blauen See und in die untergehende Sonne; ich hatte es aber gesehen, und kehrte gedankenvoll an Bord zurück.

Am dritten Tage, als am 15., machte ich eine Excursion nach dem östlichen Theil der Insel und gewann, nachdem ich den höchsten Gebirgskamm überschritten, ein herrliche Aussicht nach jenem Ablers-



felsen, dessen ich bereits früher Erwähnung gethan, und der sich jetzt in kühnen Contouren hellleuchtend gegen den dunklen Ocean löshob; ich befand mich sonach auf demselben Höhenpunkt, den ich zuerst von der See aus gesehen hatte.

Bei meiner Rückkehr am Abend, als ich auf dem Wege nach der Stadt hinabstieg, ritten in einiger Entfernung zwei junge Engländerinnen, wie gewöhnlich von einem Diener zu Fuß begleitet. Das Pferd der einen Dame war etwas widerspenstig und bei einer heftigen Bewegung riß der Bügelriemen. Während der Diener versuchte, dem Schaden auf irgend eine Weise abzuhelpfen, war ich herbeigekommen, und da bis dahin jene Versuche vergeblich gewesen waren, bot ich meine Hülfe an und machte aus dem Riemen, an welchem ich meine Malermappe trug, einen neuen Steigriemen, zwar nicht schön, für den Augenblick jedoch genügend. Ich ward mit einigen freundlichen Worten belohnt und es hätte mir der kleine Unfall wahrscheinlich eine angenehme Unterhaltung auf dem Heimwege verschafft, wenn nicht die Mississippi bald darauf eine Kanone abgeseuert und am Vormast das Signal: All hands on board! gezeigt. Da hieß es denn, mich beeilen, und nach einem höflichen Grüße galopirte ich davon. Zwei Stunden darauf hoben wir die Anker und verloren in der Nacht die Insel aus dem Gesicht.

Während der 3 Tage, die wir in Funchal vor Anker lagen, war der Hafen nur sehr wenig besucht; eine kleine portugiesische acht Kanonen-Brigg, ein französischer Dampfer von drei Kanonen, und ein kleiner Schooner — sonst habe ich hier keine Schiffe gesehen.

Wir hatten eine Anzahl Hühner, Truthühner, Schafe, Schweine und sechs Stück kleine fette Dachslein an Bord genommen, um uns und unsere Blaujacketen damit zu speisen. Die armen Kerls — nämlich die Dachsen — hatten aber viel an der Seekrankheit zu leiden, und rutschten bald auf die eine, bald auf die andere Seite, wenn das Schiff heftig rollte.

Am 17. bei Tagesanbruch kam uns die Insel Palma, zu den Kanarischen Inseln gehörig, in Sicht; wir sahen später in großer Entfernung den wolkenumgürteten Pit von Teneriffa und befanden uns mit Sonnenuntergang auf der Höhe der Insel Ferro.

Am Weihnachtstag waren alle Offiziere in der großen Kajüte zu einem gemeinschaftlichen Diner versammelt und wir stimmten alle von ganzem Herzen in den Toast ein: „Mögen über ein Jahr wir noch Alle gesund beisammen sein.“

Den letzten Tag des Jahres suchten wir so fröhlich wie möglich hinzubringen. Ein improvisirter Ball, natürlich ohne Damen, ward arrangirt und eine Anzahl von Galops, Quadrillen und Polkas crecutirt, so gut es die etwas heftige Bewegung des Schiffes eben erlaubte. Beinahe wäre jedoch das Jahr mit einem höchst traurigen Vorfall beschloffen worden. Ich lag halb eingeschlafen in meinem Hammock, als kurz vor Mitternacht der Ruf: „Ein Mann über Bord!“ Alles in Alarm setzte. So schnell ich auch auf dem Verdecke war, fand ich doch schon bei meiner Ankunft die Lise bowie (ein Apparat, um einen Mann im Wasser zu unterstützen) in der See; ein blaues Licht brannte auf dem Quarterdeck und ein Boot ward eben in See gelassen. Dank den prompt erteilten und eben so prompt ausgeführten Befehlen, war der Mann nach wenigen Minuten gerettet und der Unfall glücklich beseitigt — was ich als ein gutes Omen betrachten will.

Am Neujahrstag gab Commodore Perry dem Offiziercorps ein Diner, wobei wir in weiskleinen Pantalons erschienen, denn wir befanden uns gerade unter der Linie und die Hitze war zum Ersticken. Ich glaube fast, mit einem Eimer frischen, guten Quellwassers hätte Einer an unserm Tische bessere Geschäfte machen können, als mit dem besten Cabinetwein. Ich kann übrigens jetzt ganz genau mittheilen, wie es unter der Linie aussieht: Nach jeder Richtung hin 12 Miles Meer, der Horizont etwa 36 Miles, bei trübem Wetter etwas weniger, Windstille, eine Hitze zum Umkommen, die Atmosphäre dunstig



und drückend, von Zeit zu Zeit ein Regenschauer, der aber ebenfalls warm ist, — das ist die Linie! —

Tropische Laufe gab es übrigens nicht; es scheint, der alte Neptun ist in unseren ungläubigen Tagen außer Credit gekommen.

Heute, den 10. Januar 1853 haben wir St. Helena erreicht und sind früh 10 Uhr hier vor Anker gegangen. Da wir schon morgen gegen Abend weiter fahren, wird mein Bericht über meinen Besuch auf diesem welthistorischen Felsen erst von der Capstadt aus erfolgen können.



## St. Helena.





II.

St. Helena.

Ansicht von der Seeseite. — Befestigungswerke. — Plantation-House. — Jamestown. — Chinesischer Tempel. — Longwood. — Napoleons Wohn- und Sterbezimmer in ihrem dermaligen Zustande. — Das leere Kaisergrab.

Wer aber wissen will, wie es demalen auf St. Helena aussieht, der lese diesen Brief.

Wir gingen am 10. Januar 1853 Mittags 12 Uhr in der Bay von Jamestown vor Anker: Felsen, nichts als kahle, nackte Felsen, rechts und links, so weit das Auge reicht, 3—400 Fuß gerade aus dem Meere aufsteigend, das in ewiger Brandung gegen sie anbraust; hier und da, wo verwittertes ausgewaschenes Gestein herabgestürzt ist, grottenartige Vertiefungen und in den Mündungen einiger Schluchten Batterien; weiter nach Westen eine kleine Insel, Egg-Island, mit einigen Kanonen; in der Mitte, gerade vor uns, das kleine Städtchen Jamestown, wenn anders die 150 Häuser so benannt werden können, in einer Schlucht gelegen; auf Felsenhöhen westlich ein Fort, Ladder Hill (Leiter-Hügel), mit starken Batterien, östlich auf halber Höhe ein anderes mit Batterien, darüber wieder Batterien und rechts und links, oben und unten, überall Batterien und Kanonen, wo man nur hinblickt, so daß die ganze Insel fast wie eine Art von Stachelschwein



erscheint. Mit Ausnahme einiger dürftiger Baumkuppen in der Stadt, nirgend auch nur die Spur eines grünen Fleckchens — mit einem Worte: ein so trostloser Anblick, daß einem das Herz vor die Füße fällt.

Das ist die äußere Physiognomie von Sanct-Helena. —

Da wir hier nur eine sehr kurze Station machen sollten, so wollte ich die Zeit möglichst benutzen und ging gleich ans Land. Am Ende eines langen Dammes, der sich am Fuße der Felsen hinzieht, ersteigt man einige Stufen mit einer einsamen Laterne, den Leuchthurm von St. Helena vorstellend, und befindet sich nun thatsächlich auf Grund und Boden einer Colonie Ihrer Großbritannischen Majestät. Den Weg verfolgend, gelangt man an eine Linie von Verschanzungen, auf deren Parapet einige rothhäutige Schildwachen in düsterer Majestät auf- und abspazieren, während der Offizier, lumpedy-clumpedy clink-clank-clink, gemächlich die Straße herabgeklappert kommt, um zu sehen, ob die Wächter des Vaterlandes wohl auf der Hut sind, zur Wehr gegen äußere und innere Feinde.

Durch ein kleines Thor ins Innere der Befestigungen tretend, passiert man an einer Reihe achtzehnpfüßiger Geschütze vorüber und gelangt nun erst durch ein zweites Thor auf den Waffenplatz.

Links ist das Gouvernementshaus, in dessen Hofe wirklich und leibhaftig einige verkrüppelte Bäume stehen; in der Mitte geht die Hauptstraße hinauf, daneben liegt eine kleine Kirche, rechts aber erstreckt sich eine leiterartige Felsentreppe, von 632 Stufen, wie ich später erfuhr, hinauf bis zum Fort, das ich zu besetzen beschloß, und nachdem mir der Korporal der Thorwache im vollsten Gefühle seiner Würde die gebührende Autorisation zur Benutzung der Sprossen erteilt, begann ich dieselben zu erklettern.

Daß es eine gehörige Anzahl Stufen waren, wurde ich an meinen Beinen gewahr, ohne zu zählen, und gewiß ging es auch den rothbejaenten Britten, die darauf hinan- und hinabtribbelten, nicht viel besser als mir. Könnte man sich die lieben Engellein in rothen

Uniformen vorstellen, so hätte ich mich wohl mit Jakob am Fuße der Himmelsleiter vergleichen können. Die Sprossen erschienen mir immer höher, je höher ich kam, bis ich endlich nach harter Arbeit die oberste erreichte, aber damit noch keineswegs den Eingang in den Himmel, sondern vorerst nur in das Fort, in welchem mich ein Sergeant von der Artillerie herumsführte.

Da waren denn nun viele und mancherlei Sachen zu sehen, als: Kasernen, Wacht- und Vorrathshäuser, Kanonen mit und ohne Lafetten, Soldaten mit rothen und mit blauen Jacken, Soldaten mit weißen Hosen, mit schwarzen Hosen, mit blauen Hosen und Soldaten ohne Hosen. Als ich meine Augen sattfam geweidet an alle diese Herrlichkeiten, setzte ich meinen Weg weiter bergauf fort, nach einem noch höher gelegenen, thurmartig auf der Spitze des Berges erbauten Fort.

Eine, etwa  $1\frac{1}{2}$  Miles lange, ansteigende Hochebene schien selbst für einige vertrocknete Cactus zu armseligen Boden zu haben; wenige miserable Hütten, von Chinesen, Lascaren und Negern bewohnt, lagen darauf verstreut. Der Thurm, den ich endlich erreichte, liegt auf einer ganz isolirten Höhe; nach Ost, Nord und West zeigen sich überall dieselben sterilen Felsen, nur nach Südwesten hin ist eine Spur von etwas angenehmem Grün zu entdecken. Der Thurm selbst ist mit einigen Zwölfpfüßern besetzt und dient als Telegraphenstation.

Da hier eben so wenig Interessantes zu sehen war, als im unteren Fort, verfolgte ich meinen Weg immer weiter und kam endlich durch ein wirklich nicht ganz unangenehmes Thal auf eine andere Höhe mit einer kleinen Kirche und nicht weit davon nach Plantation-House, der Residenz des Gouverneurs. Hier steht es in der That etwas wohnlicher aus und ist dies entschieden noch der beste Theil der Insel. Nach Süden und Westen sieht man wieder die See, denn die ganze Insel hat ungefähr 30 Miles im Umfange und 8—9 Miles im Durchmesser. Gegen Osten lag Longwood, dazwischen aber eine sehr tiefe Schlucht. Da es für diesen Tag zu spät war, um Longwood noch zu besichtigen, so kehrte ich durch diese Schlucht wieder



nach Jamestown zurück. Auf diesem Wege kam ich bei dem Landhause, die Briars genannt, vorbei, wo Napoleon seinen einseitigen Aufenthalt genommen hatte, bevor Longwood für ihn eingerichtet war. Der Aufenthalt ist zwar schon im höchsten Grade beschränkt, aber doch immer noch besser wie das spätere Gefängniß.

Die letzten Häuser der Stadt sind von den Ueberresten der 500 Chinesen bewohnt, die einst von der britischen Regierung hierher gebracht worden sind, um die unwirthbare Insel zu bebauen; doch erwies sich der Versuch als ein fruchtloser und viele der armen Chinesen sind gestorben. Es befindet sich auch noch ein kleiner Chinesentempel da, kaum so groß, daß man eine Kage beim Schwanze herum-schwingen könnte, und darin residirt denn ein dickbäuchiger, gutmüthig aussehender Gott, einer von der Art, die zur selben Zeit dem Einen Regen, dem Anderen Sonnenschein beschereen und es allen Narren recht machen sollen; da sitzt er denn auf seinen untergeschlagenen Beinen und blinzelt gutmüthig durch die dicken Spinnweben, die sein göttliches Haupt umhüllen. Der Pontifex maximus dieses Gottes, der sich zugleich auch mit Anfertigung von Fußbelleidungen beschäftigt, präsentirte mir eine Büchse für die Armen und für einen Schilling wechselte ich ein ganzes Wörterbuch englisch-chinesischer, oder chinesisch-englischer Dankfagungen ein.

Weiter hinab die Straße war eine Infanteriecaserne, in deren Nähe eine Menge Soldaten, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine wie die Störche balancirten und sich in allerlei equilibristischen Attitüden übten, wie sie ein Soldat wohl in seinem ganzen Leben nicht im Kampfe brauchen dürfte. Ich ersah wenigstens daraus, daß die höhere und höchste Kriegskunst nicht nur in unsern europäischen Casernehöfen, sondern auch auf diesem entlegenen Felsenelände practizirt wird.

Dann kommt man an den Marktplatz, ein imposantes Gebäude mit vielen Hallen, auf zahllosen Säulen ruhend, das Ganze etwa 15 Fuß tief und 20 Fuß lang, mit Hülfe einer lebhaften Phantase

an den Rialto von Venedig erinnernd. Eine alte Frau und zwei Negerjungen bildeten die Masse der Verkäufer und meine werthe Person die der Käufer; ich schloß mit ersterer für 6 Pence ein Engros-Geschäft in Birnen ab, allein so tolerabel sich auch die Frucht in ihrem Aeußeren zeigte, bewährte sie sich doch beim Hineinbeißen hart und trocken wie Holz.

Für diesen Tag hatte ich vollauf mit Sehenswürdigkeiten, begab mich hinunter an das Wasser und da ich nun einmal ein ächt deutsches Blut bin, requirirte ich im St. Helena-Hotel eine Flasche Bier; ich ward aber schlecht belohnt für meinen Patriotismus, denn ich erhielt für meine 3 Schillinge nichts wie essigsaures Ale, worauf ich mich wieder an Bord begab.

Am 11. ging ich schon bei guter Zeit wieder ans Land zurück, fest entschlossen, diesmal meinen Besuch in Longwood unter allen Umständen durchzusetzen. Der nächste Weg dahin führt, fortwährend ansteigend, zuerst im Thale entlang, an dessen Ende wendet man sich gegen Osten und erreicht nach etwa 3 Miles eine Höhe, von der aus man das Thal mit dem Grabe, sowie das Plateau von Longwood und Deathwood-plains übersieht. Der zunächst gelegene obere Theil des Thales, mit der nächsten Umgebung des Grabes, sieht noch erträglich aus; der Wiesengrund ist hier und da mit Buschwerk und einigen Bäumen bestreut, und ganz oben am Rande der Straße liegt eine Art von Hotel mit einem Gärtchen, in welchem sich sogar Blumen vorfinden.

Ich sparte mir den Besuch des Grabes für den Rückweg auf und stapelte sofort auf das, etwa 1½ Miles weiter gelegene Longwood los. Sobald man das kleine Thal verlassen hat, wird die Landschaft abschreckend kahl; mit Ausnahme eines ganz kleinen Gehölzes dicht bei Longwood ist nichts zu sehen als nackte, sterile, steinigte Fläche und starre Felswände. Kaum daß hin und wieder ein ärmlicher Cactus, oder ein verkrüppelter Strauch *Artemisia* hinreichende Nahrung findet. Es ist selbst für den besuchenden Reisenden, der wieder



fortgehen kann, sobald er will, ein trüber melancholischer Anblick, um wieviel schrecklicher mußte er dem großen Gefangenen und seinen Leidensgenossen gewesen sein!

Endlich erreichte ich das Thor von Longwood, an dem ein kleines Mädchen eine beschmierte Schrift präsentirte, welche die besuchenden Damen und Herren in englischer und französischer Sprache ersucht, die Summe von 2 Schillingen zu erlegen, bevor man das Gatter passirt. Man kommt dann in eine Art von Allee, gebildet von einer Reihe trauriger Gummibäume auf der rechten und einem Mooszaun auf der linken Seite, hinter welchem letzteren einige geackerte Felder liegen. Am Ende der Allee betritt man einen freien Raum, an dessen linker Seite die sogenannte neue Residenz steht, ein ziemlich geräumiges Gebäude, das jedoch niemals beendigt worden ist und folglich auch von Napoleon, für den es gebaut war, niemals bewohnt werden konnte. Rechts, etwas weiter zurück, liegt die eigentliche Farm von Longwood, dieser welthistorische Platz, dahinter wieder einige elende Bäume, welche Longwood von Deathwood-plains scheiden, eine Hochebene, auf der ein englisches Regiment während Napoleons Gefangenschaft ein Lager bezogen hatte; ganz in der Ferne endlich erblickt man die See, zwischen zwei hohen Felsstöcken, der Barren und Sugarloof genannt, auf deren letzterem ein Wächthäuschen gelegen ist, von welchem aus man jede Bewegung in Longwood beobachten konnte. Das Farmhaus von Longwood, Napoleons wirkliche Wohnung, liegt am südlichen Abhange des Hügel und ist daher den Passatwinden, die hier das ganze Jahr scharf wehen, am allermeisten ausgesetzt. Man hat also auf diesem ganzen unwirthlichen Eilande noch dazu die allerunwirthlichste, traurigste und ungesundeste Lage ausgesucht.

Das Wohnhaus steht erbärmlich aus, Thüren und Fenster zerbrochen, auf dem Plage vor dem Hause zerbrochenes Geschirr und Unrath aller Art, Ställe und halbzerstörte Zäune rings herum.

Man tritt zuerst in — ein Gemach kann man es eigentlich nicht wohl mehr nennen — einen Raum von 16 Fuß Breite bei 20 Fuß

Länge, der als Billardzimmer diente. Die ehemals grün bemalten Wände sind mit zahllosen Namen, Inschriften und Gefühlsbergiegungen bedeckt, wie z. B. Malediction à l'Angleterre! — oder: J'ai vu et j'ai maudit, — oder in englischer Sprache: one murder makes a felon, millions of them make a great man — zu deutsch: Ein Mord macht einen Verbrecher, Millionen Mordthaten einen großen Mann, — darunter wieder: You lie, you goddam englishman! Das lügt Du, gottverdammter Engländer! u. s. w. u. s. w. Das zweite dahinter liegende Zimmer war das Speisezimmer und zugleich dasselbe, in welchem der Kaiser starb. Dies sieht aber noch trostloser aus wie das erste. Man hatte eine Zeit lang eine Handmühle hineingelacirt, so daß Fußboden, Wände, Decke, kurz Alles beschmückt ist; Haufen von Stroh, Schutt und allerlei Unflath liegen überall umher, ein Theil der Mühle steht sogar noch. In halber Höhe hat man von Brettern eine Zwischendecke eingebaut, um Stroh darauf zu lagern; die Dielen sind halb aufgerissen, ein Theil des Daches ist eingebrochen. An der rechten Seite vom Eingange her zwischen zwei Fenstern stand ehemals das Bett des Kaisers, sein sterbendes Haupt war gegen die Wand gelehnt. Im Geiste fühlte ich mich unwillkürlich wieder in jene ergreifende Todesstunde zurückversetzt: draußen stürmte und tobte es, und machte die traurige Scene noch trauriger, um das Bett aber standen die wenigen treuen Freunde in Schmerz versunken: „Tete de l'armée —“ flüsteren die bleichen Lippen des Sterbenden und — der Leichnam, der einer der begabtesten und ehrgeizigsten Seelen zur Wohnung gedient hatte, lag still und ruhig —

Den Stein, gegen welchem der Kopf des Verschidenden gelegen, hatten die Freunde herausgenommen und als Reliquie unter sich getheilt. Weiterhin lag noch eine Reihe von schlechten ärmlichen Räumen, ziemlich genau nach der Eintheilung, wie sie auf dem Plane von Las Casas zu dessen Memorial de St. Helene angegeben sind, obschon seit der Zeit einige Veränderungen vorgenommen worden sind.



Das ehemalige Schlafzimmer des Kaisers ist jetzt ein Stall, darin ein altes Pferd steht und allerhand Gerümpel liegt. In einer dunklen Ecke war mit riesengroßen Buchstaben in weißer Kreide: Lippmann, 1852, — angeschrieben, jedenfalls einer der Passagiere von der Great-britain, die gegen Ende vorigen Jahres auf der Reise nach Australien hier anlegte, um Kohlen und Wasser einzunehmen.

Auf mich machte dieser ganze Anblick einen ungemein trüben und widerlichen Eindruck; ich hatte bis dahin Vieles von dem, was ich über Napoleons Gefangenschaft und Ende gelesen, für etwas stark aufgetragen gehalten, was wohl durch die Erregtheit des Gefangenen und seiner Treuen über die durch Hudson Lowes unangenehme Persönlichkeit und Härte noch vermehrte Strenge der Beaufsichtigung zu entschuldigen war; seitdem ich jedoch dagewesen und selbst gesehen habe, möchte ich fast glauben, daß nicht nur Nichts übertrieben, sondern Vieles sogar in sehr gemäßigten Ausdrücken geschilbert ist.

Auf dem Hinabwege besuchte ich auch die ehemalige Grabstätte des Kaisers. Hier ward mir wieder die alte Tafel mit einer Mahnung um 2 Schillinge präsentiert, nur zum Unterschiede bei Longwood statt von einem kleinen Mädchen, von einer alten Negerin. Ich habe gehört, daß diese erhobenen Contributionen in die Gouvernementskasse fließen und dachte mir, zumal im Hinblick auf jene absichtliche Verwahrlosung Longwoods, allerhand dabei. Da ich kein kleines Geld hatte, mußte ich eine halbe Krone geben, wofür ich die Ehre hatte, von dem alten Weibe Captain titulirt zu werden. Das Grab liegt in einem eingegitterten Wiesenrunde, von jungen Fichten und Cypressen umgeben, und von einer einsamen Trauerweide beschattet. Das alte Weib gab folgende, wie ich aus den niedergeschriebenen Worten mehrerer anderer Offiziere unseres Schiffes ersah, stets gleiche Erklärung:

„Dieses ist das Grab, 8 Fuß lang, 4 Fuß breit, 19 Fuß tief, Napoleon lag hier 19 Jahre 3 Tage, 10 Jahre war er auf der Insel, macht 31 Jahre, — (wie sie das ausgerechnet, habe ich nicht ergrün-

den können,) — und als er gestorben war, legten sie ihn in 4 Särgen einen von Blei, einen von Zinn, einen von Tannenholz, einen von Mahagoni und legten ihn in das Grab, füllten es mit Erde, und darüber Blei, darüber Sammt mit vier goldenen Quasten und darüber Cement und darüber den Stein und dann eiserne Stangen.“

Man ersieht wenigstens hieraus, daß man für sein Geld eine ungemein klare und verständliche Beschreibung bekommt.

Das Wahre an der Sache ist aber bekanntlich, daß in dem ersten Grabe eine zweite engere Vertiefung ist, in welcher der, mit einer Sammtdecke bedeckte Sarg stand; diese Oeffnung ward mit drei Steintafeln, (welche, nebenher bemerkt, früher den Küchenheerd von Longwood bildeten) bedeckt und diese mit Cement geschlossen; die Hauptplatte aber, welche die ganze Gruft schloß, war mit eisernen Stangen befestigt. Die Art und Weise wie der Leichnam wieder ausgegraben wurde, ist in vielen Zeitungen und Schriften so ausführlich beschrieben worden, daß ich mir die Mühe ersparen kann.

Ich wandelte wieder nach Jamestown zurück, mit dem Eindrucke tiefen Ekels im Herzen. Unwillkürlich fiel mir bei diesem höhnenenden Triumphe der Engländer über den großen Todten, jener feierliche Aufzug Karls IX., nach der Bartholomäusnacht, hinaus an den Galgen von Montfaucon, ein, um sich an dem Anblicke von Coligny's verstümmelten und verwesenden Leichnam zu erlaben! —

Herzlich froh war ich, als wir um 6 Uhr Abends wieder unter Segel gingen und die Insel bald aus dem Gesicht verloren. Ich spüre durchaus kein Verlangen in mir, St. Helena jemals wieder zu besuchen.



Aichi Gakuin University  
Library & Information Center

# Die Capstadt.





III.

Die Capstadt.

Physiognomie der Südwestküste von Afrika. — Ankunft in der Tafelbay. — Landschaftliche Ansicht des Caps von der Bay aus. — Ein Gang durch die Capstadt. — Verschleierte Männer. — Besteigung des Tafelberges. — Geognostisches. — Panorama. — Der Temperanz-Mann in Verführung. — Waschweiberstudien. — Demithologisches. — Ausflug nach der Westküste des Caps. — Mittheilungen über Elephantenjagden und den Kafferkrieg.

Am 24. Januar, mit Tagesanbruch, hatten wir die Südwestküste von Afrika in Sicht: weiße Sanddünen, darüber Hügel mit Gestrüpp bedeckt, hier und da unterbrochen von nackten Stellen feinigen Bodens und einzelnen verstreuten Sandsteinblöcken — so wenigstens erschien es mir — manchmal auch in weiter Ferne höhere Gebirge, welche den Horizont begrenzen; — die Atmosphäre dunstig, schwül, der Thermometer  $84^{\circ}$  Fahrenheit; Pinguins, Cormorans und große Möven, oft in ganzen Schaaren. Während der 150 Miles, die wir uns an der Küste hielten, keine Spur eines Flusses, oder auch nur eines Baches zu entdecken. Die Karten zeigen sogar an, daß auf einer Küstenstrecke von 800 Miles kein Wasser zu finden ist. Welch eine trostlose Gegend für Schiffbrüchige!

Gegen Mittag passirten wir die Bay von Saldanha, eine große geräumige Rheede, jedoch nicht sehr gegen Winde geschützt. Kurze



Zeit darauf kam uns der Tafelberg vom Cap der guten Hoffnung in Sicht; um Sonnenuntergang passirten wir Robben-Insel, eine niedrige sandige Insel, etwa  $2\frac{1}{2}$  Miles von der Capstadt entfernt, auf der, außer der Irenanstalt, weiter keine Gebäude sind, — und mit Einbruch der Nacht ankerten wir in der Tafelbay. Der Mail-steamer für England ging gerade ab und nahm die Nachricht von unserer Ankunft mit.

Die Capstadt selbst liegt westlich, ungefähr noch 30 Miles vom eigentlichen Cap der guten Hoffnung entfernt, auf einer Art von Halbinsel, die mit dem Festlande durch eine Ebene von gutem Acker- und Weinland, hin und wieder mit sandigen Hügeln untermischt, verbunden ist. Auf der Nordseite dieser Halbinsel liegt die Stadt, am Fuße des Tafelberges, und dominirt eine geräumige, schöne Rhebe, von Gebirgen trefflich gegen Südwest, Süd und Südost geschützt; ja selbst nach der Seeseite hin ist die Bay von der vorerwähnten kleinen Insel, Robben-Insel, gedeckt. — Es ist über die Cap-Colonie und Südafrika so viel und mannichfach geschrieben worden, daß ich mich nur darauf beschränken werde, glatt und einfach zu erzählen, was ich selbst hier gesehen und erlebt habe.

Von der Stelle aus, wo unsere Fregatte lag, gewährt die Bay einen sehr malerischen Anblick. Der Tafelberg, — nach trigonometrischen Messungen des Mr. Webb von unserer Fregatte 3560 Fuß hoch — endet, wie auch sein Name ganz richtig andeutet, in einem Tafellande von ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Miles Länge und bildet gerade die Mitte der Landschaft; an seinem Fuße dehnt sich die Stadt langhin, und rechts und links erheben sich zwei Gebirgskuppen ähnlicher Formation: Löwenhaupt und Löwenrumpf genannt. An der rechten, oder nördlichen Seite, liegt auf einer vorspringenden Landspitze ein Hügel von circa 1800 Fuß Höhe, mit einem Telegraphen.

Im Hafen lag eine ziemliche Anzahl Schiffe, wohl über 60, theils um ihre Fracht für die Stadt auszuladen, theils um Wasser oder Lebensmittel einzunehmen, oder Havarien auszubessern. Da-

zwischen aber wimmelte eine Unzahl von Fischerbooten, bemannt von Malayen mit rothen Tüchern um den Kopf, oder Chinesen mit ihren spitzen Hüten (von welchen beiden Nationen Viele hier leben und als Lastträger, Bootleute u. dergl. dienen); Lichterboote und andere kleine Fahrzeuge von jeglicher Gattung und Größe belebten die Scene.

Gegen Mittag ging ich ans Land um einige Briefe abzugeben und mir die Stadt zu besehen. Letztere trägt, wie ganz natürlich, den Stempel ihrer gemischten Bevölkerung, und hat ein halb holländisches, halb englisches Ansehen, sie ist regelmäßig im rechten Winkel angelegt, hat breite, jedoch ungepflasterte Straßen, einen großen Paradeplatz, sehr schöne neue Casernen für die bedeutende Garnison, mehre Forts längs der Küste, eine recht hübsche Promenade auf der Westseite, einen auf Subscription gegründeten botanischen Garten, der sehr gut unterhalten wird, eine leidlich gute Bibliothek, was ich mir alles in möglichster Eile besah. Ferner ein treffliches, durch Herschels längere Benützung weltberühmt gewordenes Observatorium, ein großes Gouvernementshaus, in dem zu der Zeit eben eine Ausstellung war, die ich aber, wie noch so manches Andere, wegen Kürze der Zeit nicht besehen habe.

Es fiel mir auf, daß ein großer Theil der männlichen Bevölkerung, namentlich der höheren Stände, Schleier um die Hüfte trug; — das Warum sollte ich bald erfahren.

Am Nachmittage fingen weiße Wolken an den Gipfel des Tafelbergs zu bedecken. „The table cloth is spread“ — (das Tischtuch ist aufgedeckt) hieß es, und das galt als ein sicheres Vorzeichen von Südsturm, hier der heftigste und gefährlichste. In der That ließ auch Herr Blasius nicht lange auf sich warten. Weiße Staubwolken auf der vorerwähnten Ebene verkündeten schon seinen Anmarsch, und nur zu bald darauf saufte er mit unbändiger Furie über die Bay hin, daß die Schiffe an ihren Ankern wie widerspenstige Pferde an ihren Halftern zerren. An Bord zu gehen war unmöglich; keines unserer Boote hätte ohne die größte Gefahr See halten können, und einige Malayen,



welche bereit waren, mit ihren kleinen Segelbooten das Wagniß zu unternehmen, forderten die Kleinigkeit von 3 Pfund für meine Ueberfahrt. Das war mir denn doch etwas zu gepuffert, und so blieb ich um so geduldiger am Lande zurück, als noch mehre Offiziere unserer Fregatte, deren Anwesenheit am Bord nöthiger und wichtiger gewesen wäre, als die meinige, sich mit derselben Philosophie in ihr Schicksal ergaben.

Wir saßen im Gasthause an einem trefflich besetzten Abendtisch, als wir gegen 10 Uhr plötzlich Nothschüsse vernahmen, worauf die Sorge für unser Schiff uns natürlich hinab an den Strand trieb. Unsere Befürchtung war jedoch eine vergebliche gewesen; unsere gute Fregatte lag fest und sicher auf ihren beiden Anker. Es war der kleine englische Postdampfer Bosphorus, der Kanone um Kanone abfeuerte und ein blaues Licht zeigte. Das Schiff hatte seine Anker geschleppt und war auf den Grund gerathen; da dies jedoch bei niedriger Ebbe geschah, so wurde es durch die darauf eintretende Fluth bald nachher wieder flott. —

Der Sturm trieb Staub und groben Sand mit solcher Wuth daher, daß das Gesicht wie von feinen Nadelstichen schmerzte und — darum tragen hier auch die Männer Schleier an den Hüten.

Für den 26. hatte ich mir eine Besteigung des Tafelberges vorgenommen, war aber in meiner besten Uniform ans Land gegangen, jedenfalls ein zu einer Kletterpartie höchst ungeeigneter Anzug. Ich ließ mir daher von einem Kellner des Hotels eine alte Jacke, im Uebrigen aber mußte ich meine Kleider anbehalten, was mir wenigstens in Bezug auf das Schuhwerk sehr fatal war. Um 7 Uhr brach ich in Gesellschaft unseres Caplans, Mr. J. . . . ., der das geologische Departement unter sich hat, auf.

Der Sturm war immer noch ziemlich heftig; die Strafen waren wie gekehrt und in den Winkeln lagen hohe Haufen von Stroh und abgebrochenen Baumzweigen zusammengewehet; viele Aloës, die hier häufig sind und sehr schön gedeihen, waren niedergeworfen; Vögel,

vom Sturme gegen Mauern und Häuser geschleudert, lagen todt am Boden oder flatterten entkräftet umher. Eine arme Nachtschwalbe lag ganz erblindet vom Sandstaub und abgemattet von vergeblichen Anstrengungen zuckend in einem Straßengraben. Obgleich der Vogel nichts weniger als ein seltenes Specimen war, konnte ich es doch nicht übers Herz bringen ihn so elend umkommen zu lassen; ich wusch ihm in einer Pfütze die Augen aus und setzte ihn dann in einen Strauch, wo er sich etwas geschützter vor dem Sturme wieder erholen konnte. Das arme Thierchen verdankte dies Mitgefühl vielleicht lediglich dem Schmerze, den mir der Sand in meinen eigenen Augen verursachte.

Der Weg, auf welchem wir den Berg ersteigen wollten, führte Anfangs im Bett eines kleinen Baches hin, die ersten 200 Fuß über Hügel von Humus mit verstreuten großen Sandsteinblöcken; das Bett des Baches selbst zeigte jedoch die Formation der Basis des Gebirges und war in geologischer Hinsicht interessant: sie bestand in Granit mit Schiefer vermischt, und zwar so, als ob mächtige Schieferblöcke von Cyclophenhänden zu einer Mauer aufeinander geschichtet, und ein grobkörniger Granit im flüssigen Zustande, gleichsam als Bindemittel, dazwischen gegossen worden wäre. Die letzten 1500 Fuß des Berges bestehen dagegen aus Strata, zuerst Granit, dann Sandstein, und steigen so fast perpendicular an. Der einzige Pfad um auf den Gipfel zu gelangen, führt in einer kleinen Schlucht aufwärts, durch die wir denn auch nach tapferem Klettern das Tafelland um 9 Uhr erreichten. Ein anderer Weg vom Weinberg, oder Constantia, an der Südostseite ist weniger beschwerlich, da sich das Gebirge dort allmählig senkt.

Die ganze Fläche desselben zeigt Sandsteinformation, hier und da mit spärlichen Grasflecken bewachsen; angesammeltes Regenwasser hatte ziemlich in der Mitte einen kleinen Tümpel gebildet, in welchem sich einige ganz kleine Frösche munter herumtummelten. Am östlichen Ende ist auf einer Felsenerhöhung noch ein großer conischer Haufen von Steinen aufgethürmt, um bei Vermessungen als Landmark



zu dienen. Von hier aus genießt man denn auch die umfassendste Aussicht über die ganze Landschaft: gegen Süden liegt die sogenannte falsche Bay, auf der Westseite von einer Felsenkette eingeschlossen, deren südliches Ende eben das Cap der guten Hoffnung ist; auf der östlichen Seite läuft eine ähnliche Hügelkette, die in dem sogenannten falschen Cap endet, das schon manchemal bei stürmischem Wetter für das wirkliche Cap genommen worden ist und den Untergang gar vieler Schiffe veranlaßt hat. Gegen Norden, auf der anderen Seite der kleinen Ebene, die die Halbinsel des Caps mit dem Festlande von Afrika verbindet, thürmen sich Gebirge über Gebirge von beträchtlicher Höhe und oft von sehr schönen und kühnen Conturen übereinander. Manche dieser Gipfel müssen approximativ Berechnung nach wenigstens 10,000 Fuß hoch sein. Auf dieser Seite liegt am Fuße des Tafelberges Constantia, berühmt durch seinen köstlichen Wein gleiches Namens. Die Felsenhöhen nach diesem Cap zu sind von kraufem und höchst pittoreskem Ansehen. Gegen Nordwesten liegt die Tafelbay mit der Capstadt, in deren Straßen die Menschen wie die Ameisen herumkribbelten; die Schiffe in der Bay sahen aus wie Haselnußschalen.

Nachdem wir einen guten Theil des Tages mit Abschlagen kleiner Brocken von großen Steinen — geologiren genannt — und Auszerren von Pflanzen mit den Wurzeln — botanixiren genannt, zugebracht hatten, machten wir uns Beide mit schweren Schnappfäden und sehr leichtem Magen wieder ans Hinabklettern. Eine außerordentlich wichtige Rolle spielte dabei der Durst. Das Wasser in jenem kleinen Tümpel auf dem Berge war trübe und lauwarm; ich hatte etwas Cognac in meiner Feldflasche, um es zu mischen und so wenigstens genießbar zu machen; allein der Caplan war ein gewissenhafter hieb- und stichfester Temperanz-man — zu deutsch: Mäßigkeitsvereinler, der durchaus nichts vom Genuße von Spirituosa, selbst in so höchst verdünntem Zustande wissen wollte, so angemessen es hier auch aus Gesundheitsrücksichten gewesen wäre und so sehr ich

ihm auch zuredete. Ich glaube, wenn ich zu ihm gesprochen hätte, wie einst Satanas zum Herrn: „Trink — und all dies Land soll Dein sein!“ — ich hätte eben so beschämt abziehen müssen mit meinem Cognac, wie damals der Gottseibeims. Als wir aber später beim Hinuntersteigen einen kleinen Bach erreichten, da mußte ich meinem würdigen Begleiter freilich zugeben, daß unter gewissen Umständen ein Trunk frisches, klares Quellwasser in der That ein köstlicheres Labfal sei, als der köstlichste Wein.

Weiter hinunter am Bache war jetzt das ganze Ufer mit schwarzbraunen hottentottischen Waschweibern garnirt, die nach Art der Centralamerikanerinnen die Wäsche auf große Steine legen und, statt aller anderweitigen Procedur, bloß mit einem andern Steine darauf lospauken, um sie zu reinigen. Eine ächte deutsche Hausfrau hätte bei solchem Anblicke vor Aerger ein Gallenfieber bekommen. Auch mir ging keine angenehme Ahnung über das Schicksal meiner Hemden auf, die ich dann auch später in den lustig um die Kragen herumhängenden Fransen, den mangelnden Knöpfen und den ausgerissenen Knopflöchern bestätigt fand.

Ogleich ein Berg von 3500 Fuß nun eben keine so riesige Höhe ist, war ich doch nach unserer Herabkunft recht herzlich müde, was seinen natürlichen Grund darin hatte, daß ich seit unserer Abfahrt von Newyork nur selten Gelegenheit fand, meine Beine in anhaltende Bewegung zu setzen. Ich blieb also den ganzen nächsten und den darauf folgenden Tag am Bord, um meine landschaftlichen und botanischen Zeichnungen zu retouchiren und zu ordnen.

Am 29. machte ich einen Spaziergang nach dem Hause eines Herrn B . . . . , der einen bedeutenden Handel mit Sämereien und afrikanischen Thieren treibt; in dem nicht unbedeutenden botanischen Garten waren mehre sehr schöne Thierexemplare, unter anderem ein schmuckes Löwenpärchen von 18 Monaten. Hier sah ich auch zum erstenmale eine Pelikanfamilie, die vollkommene Freiheit genoss, Ausflüge nach der Küste zu machen und sich mit Fischprovisionen zu ver-



forgen. Ein mir ebenfalls noch unbekannter Vogel war der hier so genannte Kafferreiher, etwa 5 Fuß hoch, Hals, Brust und Rücken silbergrau, schwarze Flügel, unter den Flügeln weiß, nach dem Schwanz zu in schönes Goldgelb übergehend; der Schwanz brillant kastanienbraun; um das Auge geht ein weißer Ring, an dem nach hinten, unten und oben zwei glänzend rothe Flecke stoßen; nach vorn über dem Schnabel ist der Kopf schwarz und mit einem Büschel elastischer, dünner, goldgelber Federn gekrönt. Ich würde ihn seinem Schnabel nach gar nicht zum Reihergeschlecht gezählt haben, denn dieser ist kurz und dick, die Füße jedoch wieder ganz die des Reiheres, lang und schwarz. Auch in Bezug auf die Nahrung unterscheidet er sich wesentlich, insofern diese aus Insekten, Korn, Brod, Samen und dergl. besteht; Fische aber frisst er, ganz seiner Gattung entgegen, gar nicht.

Ich entsinne mich, früher einmal irgendwo gelesen zu haben, daß auf dem Tafelberge Stücke meteorologisches Eisen gefunden worden wären, und bei der Besteigung hatte ich selbst in der Höhe von etwa 2000 Fuß einige Stücke Eisenerz gefunden und mitgenommen, da mir dem Ansehen nach ihr meteorologischer Ursprung denn doch etwas zweifelhaft zu sein schien. Herr W. . . . . den ich darüber befragte, wollte jedoch durchaus nichts davon wissen, sondern behauptete, unser Fund sowohl, wie alle früheren, beruhe lediglich darauf, daß früher einmal durch Zufall Eisenstückchen da oben zurückgelassen, und eben so zufällig von uns, wie von Anderen, gefunden worden wären. Wer hier recht hatte, fühlte ich mich nicht berufen zu untersuchen.

Am 30. machte ich einen Ausflug nach der Westküste des Cap's. Diesmal wollte ich über Nacht bleiben und rückte daher mit Saak und Pack aus, was mir, wegen der längeren Ungewohnheit des Tragens, ziemlich sauer ward. Nachdem ich einen Hügel von circa 1500 Fuß überschritten, gelangte ich an ein kleines Gasthaus, Round-house genannt, wo ich mein Hauptquartier aufschlug. Der Besitzer, früher Sergeant in der englischen Armee, war erst seit wenig Monaten aus

dem Kafferkriege zurückgekehrt; er war mit Cummings, bekannt durch seine Jagdzüge in Süd-Afrika, vielfach in Berührung gekommen und wußte mir manches Interessante sowohl über die dortigen Jagden, wie über den Krieg mit den Kaffern mitzutheilen. Seine Elephantenflinte war eine kurze Büchse von starkem Caliber, die Kugeln, 12 auf's Pfund, von Zink gegossen. Die Ausrüstung für einen Jagdzug wird gewöhnlich auf einen großen Wagen geladen, von 5 bis 6 Joch Ochsen gezogen, die hier ungemein billig zu haben sind, und besteht, außer Waffen und Munition, noch aus Mundvorrath und einigen Handelsartikeln für die Kaffern, meist wollenen Decken, Glasperlen, Messern, alten Flinten, Pulver, Blei u. s. w. Doch sind letztere seit Kriege verbotene Artikel.

Die Jagden werden meist zu Pferde gemacht. Die Elephanten lassen, wegen ihrer Kurzsichtigkeit, den Jäger ziemlich nahe herankommen, der dann aus geringer Entfernung nach dem Auge oder nach den Schläfen zu visiren sucht. Ist das Thier nur verwundet, dann freilich hat der Jäger für sein Leben zu laufen; da jedoch der Elephant sehr selten ein Pferd an Schnelligkeit übertrifft, so findet ein gut berittener und geübter Jäger immer noch genügende Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.

Ueber die Kaffern sprach sich mein Wirth nur lobend aus und bezeichnete ihre Weise Krieg zu führen als durchaus nicht barbarisch. Obgleich sie im offenen Gefechte, wie im Hinterhalte, gefährliche Gegner sind, so sind doch Fälle grausamer Marter an Gefangenen, oder Gewalt, die sie den Frauen angethan, nicht bekannt; ja selbst in einem Falle, wo das englische Lager angegriffen und genommen worden war, hatten sie zwar Borräthe, Vieh, Munition mit weggeführt und was sie nicht wegführen konnten verbrannt, die Frauen und Kinder aber durchaus verschont.

Den Krieg selbst beschrieb mir der Mann als sehr schwer durch Gewalt der Waffen zu beenden, da das Land selbst zu große Hindernisse bietet und die Kaffern im Besitze vieler gar nicht, oder doch



äußerst schwer zugänglicher Zufluchtsorte sind. Zu der Zeit beschränkte sich der Krieg auf Raubzüge der Kaffern, manchmal erfolgreich für sie, manchmal auch von den Truppen mit Nachdruck zurückgewiesen und, je nach Umständen, mit dem Verluste von Schlachtvieh, oder dem Tode einiger Kaffern endend. — Die gewöhnliche Ausrüstung eines Kaffern besteht in einem Bündel Wurfspeie, Afsegais genannt, von verschiedener Länge, meist 7 an der Zahl, mit denen sie auf bedeutende Entfernung ziemlich sicher treffen sollen, aus einer sehr langen Lanze und einer Art von Wurfskeule. Jetzt sind jedoch bei ihnen auch schon viele Feuerwaffen in Gebrauch, deren sie sich ganz geschickt zu bedienen wissen.

In einer kleinen Sammlung, die der Mann hatte, sah ich mehre Büffelhörner von so enormer Größe, wie sie mir nirgend in Amerika vorgekommen sind, auch Hörner von Antilopen, so wie von jener sonderbaren Gattung, welche die Reisenden einer sehr frühen Zeit zu dem Glauben an die Existenz des fabelhaften Einhorn's verleitet haben mag.

Etwas weiter hin an der Küste lebt ein Mr. H . . . . eine Art von Einsteblerleben; sein Haus ist, nebst jenem kleinen Gasthause, weit und breit das einzige auf diesem Theile der Küste. Ich fand hier eine ziemlich vollständige und interessante zoologische Sammlung aus Südafrika. Zwei Tage vor meiner Ankunft hatte mein Wirth sie durch ein prachtvolles Leopardenfell bereichert; die Bestie hatte häufige Besuche in Mr. H . . . . 's Schaafstalle abgestattet, denen dieser durch ein mit Strichnyn vergiftetes Stück Fleisch ein Ende gemacht hatte. Des Nachts hörte ich häufiges Geheul der Schakals und, wie mein Wirth mir versicherte, auch der Hyäne; da wir aber zu der Zeit keinen Mondschein hatten, konnte ich mich leider nicht auf die Lauer legen. Desto fleißiger habe ich die Tage mit Malen und Zeichnen zugebracht und in der That war mir dies, nach so langem, unfreiwilligem Stillstande, ein wahres Bedürfnis. Ein gleiches Lab-sal nach so langer Diät von gesalzenem Fleisch und anderer Schiffskost,

gewährten mir die frischen Eier, Milch, Butter, köstliche Trauben, saftige Pflirschen u. dergl. m.

Am Abend des 1. Februar kehrte ich an Bord zurück und am anderen Morgen verließen wir den Hafen. Diesmal hatten wir eine ganze Menagerie von 12 Dachsen, 25 Schaafen, dito Schweinen, Schweinchen und Geflügel, in verhältnismäßiger Anzahl, mitgenommen, und also wenigstens vor der Hand noch keinen Hungertod zu befürchten.

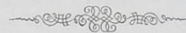
Die Küste, der wir den ganzen Tag entlang fuhren, ist starr und felsig, meist gegen 2000 Fuß hoch. Am Abend doubirten wir das Cap und seitdem ist das Land außer Sicht und unsere einzige Begleitung Seemöven, oder hier und da ein großer Albatros.





Aichi Gakuin University  
Library & Information Center

Mauritius.





IV.

Mauritius.

Fahrt an der Südostküste von Afrika. — Ueber Luftspiegelungen. — Ansicht von Mauritius (Isle de France). — Rhebe von Port-Louis. — Spaziergang durch die Stadt. — Politische Stimmung der Eingeborenen. — Befestigung des Berges La Pouce. — Das Dörfchen Nooca. — Tropische Landschaft. — Hindus. — Originalcostüms zu Jessonda. — Pamplémouse. — Die Gräber Pauls und Virginies. — Ein Modell des Paradieses. — Gerichtliche Verhältnisse. — Die Bank von Nazareth.

Am Bord der Mississipyi, 6. März 1853, im  
indischen Ocean, südlich von Ceylon.

Seit dem Abende, wo wir das Cap der guten Hoffnung aus dem Gesichte verloren, war das erste Land, welches wir wiedersehen, Mauritius, oder, wie es früher geheißen, Isle de France.

Vom fliegenden Holländer, der sich in diesen stürmischen Seen herumtreiben soll, habe ich ganz natürlich nichts zu sehen bekommen, da er ja durch Capitain Marrayats Roman und durch Richard Wagner's Oper glücklich von seinen Irrfahrten erlöst worden ist. Der häufige, eigenthümlich neblige Zustand der Atmosphäre in diesen Breitengraden bringt sehr oft jene wunderbaren Luftspiegelungen, sogenannte Mirages hervor, welche jedenfalls den Grund zu dieser alten, düsteren Seemannsfrage gegeben haben. Ein Schiff spiegelt sich oft



sogar doppelt, einmal im Wasser und ein zweites Mal in der Luft, und zwar in umgekehrter Stellung, mit den Segeln nach unten und dem Rumpf nach oben; ja zuweilen ist selbst die Spiegelung eines Schiffes in der Luft schon sichtbar, während sich dasselbe noch unterhalb des Horizontes befindet, folglich noch gar nicht gesehen werden kann. Dazu nun eine lange heftige Swell, mit Wogen, deren bisweilen kaum 3 auf eine Meile gehen und die sich bei nur einigermaßen starkem Gegenwinde donnernd über dem Schiffe brechen, eine schwere, dunstige Atmosphäre, die ein unbehagliches Gefühl erzeugt, kurz alles dies zusammen mag in einer Zeit dunklen Aberglaubens und beschränkter seemännischer Kenntnisse Stoff genug für jene Sage gegeben haben.

Am Morgen des 19. Februar wurden endlich die langersehnten Küsten von Île de France oder Mauritius sichtbar. Schön gezeichnete Gebirge vulkanischer Formation, theils in Gruppen, theils einzeln emporstrebend, zwischen sanft ansteigenden, mit Zuckerrohr und anderem Reichthum der Tropenwelt üppig bewachsenen Ebenen, Alles, mit Ausnahme einiger angenehm violettgrauer Felspartien, in das lieblichste Grün gekleidet, so ist der erste Anblick, den diese schöne Insel darbietet. Von allen Erscheinungen tropischer Natur hat noch keine einen so bezaubernden Eindruck auf mich gemacht, als dies liebliche Eiland.

Am Abend ließen wir die Anker auf der Rhede fallen, etwa einen Kanonenschuß von der Stadt, in einer Art von Bassin, dessen Eingang von der See, wegen der zahlreichen Korallenriffe, welche die ganze Insel umgeben und kaum einige enge Durchfahrten frei lassen, ziemlich gefährlich ist.

Port Louis ist eine ganz hübsche Stadt, deren europäischer Theil an ihre Glanzperiode unter französischer Herrschaft erinnert; die Vorstädte dagegen bestehen meist aus ärmlichen Holzhäusern oder malayischen Strohütten, welche, so wie die vielen Gärten in denen die Häuser zerstreut liegen, der Stadt eine beträchtliche Ausdehnung geben.

Die ziemlich bedeutenden, noch von den Franzosen errichteten Vertheidigungswerke sind jetzt desarmirt; statt deren haben die Engländer eine Menge Küstenbatterien, so wie eine tüchtige Citadelle auf einem Hügel im südlichen Theile der Stadt errichtet, welche dieselbe in so weit beschützen, als alle nach außen gelegenen Werke nicht armirt, diejenigen dagegen, welche die Straßen und Plätze der Stadt bestreichen können, ganz respectabel mit Kanonen besetzt sind. Die französischen Creolen sind aber auch noch gerade so sehr Franzosen, wie sie es nur jemals waren; englisch spricht man nur ungern, trotzdem es die Sprache der Gerichtshöfe und offiziellen Regierungsverordnungen ist; auf die Engländer aber sind sie gar böse zu sprechen, und sollte es jemals wieder zu Schlägen zwischen John Bull und Jean Trapeaud kommen, so dürften die jetzigen Herren der Insel wohl ein übles Spiel haben.

Den 20. brachte ich ziemlich den ganzen Tag damit zu, in den Straßen, an den Quais und auf den Bazars allerhand Costüms zusammen zu stellen, die hier wegen des Zusammenströmens der verschiedenen Racen von Hindus, Madagassen und andern südasiatischen Stämmen eine große Mannichfaltigkeit darbieten. Da besonders die Hindus sich gar nicht gern zeichnen lassen, so hatte ich einen harten Stand und war nach vollbrachtem Tagewerke so müde, als hätte ich als Lastträger gearbeitet. Ich blieb im Hôtel de l'Europe, das von einem französischen Creolen gehalten wird, sehr gut, sehr comfortable, aber auch sehr theuer ist: 3 Dollars par Diner — das geht über London und Newyork!

Am nächsten Morgen machte ich mich noch vor Tagesanbruch auf, um einen hinter der Stadt gelegenen Berg, La Pouce genannt, zu besteigen. Ein langer gewundener Pfad führte durch die prachtvollste Vegetation, bei deren Anblick gar mancher unserer nordischen Botaniker vor Entzücken außer sich gerathen wäre, bis etwa zwei Drittheile der Höhe; dann aber ging die Kletterei über Stock und Stein los. Die letzte Spitze des Felsenfelsens dient als Vermessungs-



station, weshalb man daselbst einen Flaggenstock errichtet hat. Ich verweilte hier längere Zeit, um einige schöne Küstenlinien aufzunehmen; ungleich malerischer und lohnender ward jedoch die Aussicht auf das Gebirge, die Stadt und die Bay mit ihren langgestreckten Küsten, als ich auf einer anderen Seite des Berges etwas tiefer herabstieg, nach einer weiten Ebene zu, die sich bis ziemlich an die Südküste ausdehnt. Hier passirte ich wiederum die nämliche üppige Vegetation und gelangte in das reizende Dörfchen Mocco, durch das sich ein munteres Flüsschen schlängelt. Hindus waren beschäftigt mit Waschen, dort kamen wieder andere zum Baden und ihre Gebete zu verrichten, was Alles zusammen ein sehr belebtes und freundliches Bild darbot. Auffallend war mir die ungemaine Sorgfalt, womit die Hindus ihre Nacktheit verbergen; die Männer behielten selbst im Wasser ihren Schurz um die Lenden, die Frauen aber badeten wiederum an anderen Stellen, zwischen dichten Gebüsch, über die sie außerdem noch ihre langen Baumwollentücher breiteten und sich so gänzlich unsichtbar machten, ganz im Gegensatz zu den Indianern Centralamerikas, wo Alles, Mann und Weib, alt und jung, weiß und farbig, ganz ungenirt im Wasser herumplätschert. Noch muß ich außerdem bemerken, daß ich diese Prozeduren der Hindus ungesehen und unbemerkt beobachten konnte, ich folglich ihre normalen Zustände und Sitten wahrnahm, so wie endlich, daß alle diese Leute nur der niedrigsten und ärmsten Klasse angehörten.

Die Kleidung der Frauen besteht meist aus einem einzigen sehr langen Stück Baumwollenzug, das sie zuerst turbanartig um den Kopf wickeln, dann nach abwärts um den Körper, zuletzt noch einige Male um die Hüften, und dann wird das Ende in den, durch den Stoff selbst gebildeten Gürtel gesteckt; die Arme bleiben ganz frei. Die Männer tragen dagegen den Turban gefondert; ein zweites Stück Zeug ist mehrmals um die Hüften gewunden, ein Zipfel hängt auf der rechten Seite bis zur Erde herab, der zweite wird von vorn nach hinten durch die Beine gezogen und hinten untergesteckt, so daß dieser

Theil der Umwindung eine Art von Beinkleid bildet, alles eine höchst einfache, aber nicht ungraziöse Toilette, da die Leute sich mit großer Fertigkeit drapiren, ja sogar viele Koketterie darin entwickeln. Neugierig wäre ich wirklich, unsere Sänger und Sängerinnen, z. B. in der Oper Jessonda, in diesem ächt indischen Costüm zu sehen; es dürften da wohl unterschiedliche Blößen und Ungraziösitäten zum Vorschein kommen! —

Am Mittag hatte ich mich im kühlen Baumschatten, nicht weit von einigen indischen Hütten gelagert, meinen Schnappsack geöffnet und verzehrte eben mein mitgenommenes frugales Mittagsbrod. Ein ganz junger hübscher Mann, dessen rechte Hand furchtbar verstümmelt war, sprach mich um ein Almosen an, und da dasselbe in Ermangelung kleinen Geldes etwas reichlicher ausfiel, als er es von Anderen vielleicht erhalten mochte, so kamen, nachdem er in seine Hütte zurückgekehrt war, zwei junge Mädchen, jedenfalls wohl die Angehörigen des armen Teufels und brachten mir ein Geschenk von einer ganzen Last Ananas und anderen Früchten in einem Korbe, höchst geschmackvoll mit den prachtvollsten Blumen untermischt. Da ich den zu häufigen Genuß von Früchten in den Tropen für den Europäer bereits als sehr schädlich kannte, so konnte ich leider nicht viel von der Freundlichkeit der guten Leute profitieren. Doch ward mir auf mein Ersuchen eine so treffliche Tasse Kaffee bereitet, wie ich sie nur je in einem pariser Kaffeehause getrunken habe, und man wollte durchaus keine Bezahlung dafür annehmen. Als ich mich schon ein ziemliches Stück auf dem Rückwege nach der Stadt befand, kam mir der arme junge Mensch nachgelaufen, um mir noch ein Körbchen mit Früchten und einen großen Blumenstrauß aufzubringen.

Als ich am Nachmittage meine Malerstudien fortsetzen wollte, traf ich mit einigen Ingenieuren zusammen, die den Wasserlauf des oben erwähnten kleinen Flüsschens nivelliren, um es nach der Stadt zu leiten. Von ihnen erhielt ich genauere Nachrichten über die Befestigung jenes höchsten Bergstockes der Insel, der von den Engländern



Peter Boot genannt wird und ziemlich dritthalbtausend Fuß hoch ist. Die letzte Spitze, die als Hauptbesteckpunkt für alle Vermessungen dient, ist aus fast vertikal aufsteigenden Felskegeln gebildet und kann nur mit Hilfe eingetriebener Eisenklammern bestiegen werden.

Im Hôtel mit noch einigen Offizieren unserer Fregatte beim fröhlichen Abendessen sitzend, gerieth ich in eine Schlinge, der ich mich sehr gern entzogen hätte, wenn es irgend möglich gewesen wäre, das heißt: in Bekanntschaft mit einem Duzend wohlhabender junger Leute der Insel, die mich während der nächsten drei Tage so in Beschlag nahmen, daß ich kaum im Stande war, etwas Ordentliches zu arbeiten. So erfreulich und angenehm auch Beweise von Gastfreundschaft unter gewissen Umständen sind, so fühlte ich mich doch unbehaglich, die mir hier gebotene annehmen zu müssen, theils weil sie mich in meinen Studien behinderte, theils aber auch, weil ich keine Aussicht hatte sie jemals erwidern zu können.

Am nächsten Morgen hatte ich noch kaum gefrühstückt, als auch schon zwei meiner neuen Bekannten in einer eleganten Kalesche vorfuhr und sich und ihr Gespann zu meiner Verfügung stellten — das heißt, für den ganzen Tag ein Embargo auf meine geringe Person legten. Unser erster Ausflug war nach dem Dörfchen Pamplémouse.

Wer irgend Bernardin de Saint-Pierres liebliche kleine Erzählung: Paul und Virginie kennt, — und welcher Gebildete kennt sie nicht? — der wird sich erinnern, daß Isle de France der Schauplatz derselben ist, so wie, daß ihr einige wirkliche Thatfachen zu Grunde liegen. Auf meine Nachfragen über diesen Gegenstand verschaffte mir ein junger Mann, der bei der Bibliothek in Port Louis angestellt ist, — beiläufig bemerkt, eine recht gute Bibliothek von circa 6000 Bänden — Einsicht in einige Dokumente bezüglich auf den Schiffbruch des St. Gerou im Jahre 1742, in welchem zwei junge Verlobte ihr Leben verloren. Der Platz, wo man ihre Leichen

auffishte, liegt an der Nord-Ost-Seite der Insel, am Fuße des Peter Boot unweit des Dörfchens Pamplémouse. Nicht weit von der hübschen kleinen Kirche in einem Garten befinden sich zwei Grabsteine dicht neben einander, als die Gräber Pauls und Virginies bezeichnet. Ob es wirklich die der beiden Liebenden sind, deren Namen, nach denen Julia's und Romeo's, wohl die gekanntesten in der ganzen Literatur der Liebesromane sind, hatte ich eben so wenig Lust, kritisch zu untersuchen, wie zu bezweifeln, genug, ich nahm sie auf Treu und Glauben als die ächten hin. Ich zahlte die kleine Contribution von 6 Pence, die man mir hier auferlegte, sehr gern, und schrieb meinen Namen ins Fremdenbuch zu vielen, vielen anderen Namen. —

Nicht weit von diesem Dörfchen befindet sich der besondere botanische Garten — denn in der That kann man ja diese ganze wundervolle Insel einen wahren Gottesgarten nennen! — dessen hauptsächlichster Zweck ist, nutzbare Sämereien aller Arten zu ziehen, die dann gratis ausgetheilt werden. Eine Masse der verschiedenartigsten, prachsvollsten Pflanzen befindet sich hier, deren ausgezeichnetste ich hier alle erwähnen und beschreiben würde, wenn dieser Brief eine botanische Abhandlung wäre. Was mich am meisten anzog, war die wunderhübsche pittoreske Anlage des Ganzen; lange Alleen von schlanken Palmen bildeten Perspectiven und Arcadengänge, wie kein Architekt der Welt sie schöner erfinden kann; andere von hohen Mangobäumen gewährten erfrischende Spaziergänge; dazwischen bald größere, bald kleinere Partien, die ihren primitiven Charakter unverkünstelt beibehalten hatten; ein klarer, munterer Bach schlängelte sich in natürlicher Weise durch Dickichte von 40 bis 45 Fuß hohen Bambusstäuden, an anderen Stellen wieder kleine Teiche bildend. Käme irgend ein zweiter Fürst Bückler-Muskau auf die Idee, in einem Stückchen seines Parks den Garten Edens darstellen zu wollen, hierher müßte er seinen Gärtner schicken, um sich ein Modell dazu zu holen. Freilich müßte dieser dann auch ein Stück dieses wundervollen tropi-



sehen Himmels mit in den Kauf zu bekommen suchen. — Am interessantesten unter den Gewächsen war mir, seiner eigenthümlichen und sonderbaren Struktur wegen, die *Ravenala madagascariensis* — hier *arbre du voyageur* genannt. Der Baum gleicht einem Riesenfächer, fängt in seinen 15 bis 20 Fuß langen Blättern das Regenwasser auf und führt es dem Stamme zu, wo sich der durstige Wanderer durch bloßes Anbohren stets ein erquickendes Getränk zapfen kann; daher auch seine Benennung. So sorgt die gütige Mutter Natur auch hier für den Lechzenden, gleichwie ich in Gebirgen von Honduras meinen Durst mit dem Wasser stillte, das sich in den riesigen hohlen Ranken der Schlingpflanzen vorfand.

In einer Art von Schenke oder Weinhaus nahmen wir ein Tiffin, (zweites Frühstück,) wobei mir eine eigenthümliche Gattung von winzig kleinen Krebschen, *Crevettes* — unter ihres Gleichen was die Kolibri's unter den Vögeln — ganz vorzüglich mundete. Der Eigenthümer des Gasthauses hatte dreifache Taxen zu bezahlen, als Weinhändler, als Schenkwirth und als Materialwaarenhändler, und so giebt es hier Steuern auf jeden Quark: Hunde, Wagen, Fenster, Thüren, Pferde, Schweine, Rindvieh, sogar die Schubkarren sind versteuert — *c'est tout comme chez nous!*

Auf der Rückkehr nach der Stadt sahen wir Sträflinge, welche Staatsdienste beim Straßenbau verrichteten; es waren jedoch durchgängig Farbige, nicht einen Weißen sah ich darunter. Es soll nämlich in den hiesigen Gerichtshöfen Styl sein, Jeden Angeklagten, wenigstens unter Farbigen, *eo ipso* zu bestrafen, und sei es auch nur um eine Geldbuße von 1 Schilling; nur in wenigen höchst seltenen Fällen erläßt der Gouverneur eine Begnadigung. Wer aber nicht zahlen kann, der muß Strafarbeit verrichten und da die Farbigen in der Regel zum Bezahlen zu arm sind, so trifft sie auch dafür die Verurtheilung zur Arbeit. Auf diese Art werden denn nun alle öffentlichen Arbeiten von Sträflingen verrichtet, an denen niemals ein Mangel ist, da die üble Behandlung, welche die farbige Bevöl-

kerung erdulden muß, dieselbe nur zu oft zu Widerseßlichkeiten gegen ihre weißen Peiniger reizt. Auf einer Strecke von noch nicht ganz 10 Miles sah ich mindestens an 400 solcher Sträflinge; die Straßen und Wege, die Wasserleitungen und andere öffentlichen Bauwerke der Insel sind sehr ausgedehnt und dennoch durchgängig im besten Zustande; berücksichtigt man nun noch den Umstand, daß ein Mann in diesem Clima nur sehr kurze Tagearbeit leisten kann, so wird man sich einen ungefähren Begriff machen können, wieviel Verurtheilungen hier das Jahr hindurch statt finden.

Auffallend war mir noch die geringe Anzahl von reinen Negern, da doch die Sklaverei hier erst seit kaum zwei Decennien abgeschafft ist, und bis dahin alle Sklaven auf Isle de France nur Neger waren. Auf meine Frage, was denn nur aus den vielen Schwarzen geworden sei, erhielt ich die lakonische Antwort: „sie werden eben alle, und bald wird die Race ganz aufgehört haben.“

Die Landschaft gewährt sowohl in Bezug auf Gebirgsformen wie auf Vegetation die schönsten Vorwürfe, die sich ein Landschaftsmaler nur irgend wünschen kann, und eben so die Bevölkerung reichen Stoff für den Genremaler; nur befremdete mich in letzterer Hinsicht, auf dieser ganzen Seite der Insel, so wie in der Nähe der Stadt, kein einziges reines Costüm mehr zu finden, wie ich sie jenseits gefunden hatte. Um so schmerzlicher war es mir, daß unsere nicht lange darauf erfolgende Abfahrt es mir unmöglich machte, alle diese köstlichen Studienmotive nach Herzenslust für meine Mappe ausbeuten zu können.

Heute den 9. März passiren wir die Linie zum zweiten Mal und haben unsern Cours direct auf Point de Galle, der Südspitze von Ceylon, genommen. Unser Strich führte uns dicht an der Bank von Nazareth vorbei, berühmt durch den Schiffbruch der *Medusa*, den unser Reisiger ja auch mustikalisch illustriert hat. Seit wir diese Stelle verließen, haben wir beständige Windstille, und trotz



unser's fleißigen Dampfers konnte ich mich im Geiste lebhaft in die fürchterliche Lage jener armen Menschen versetzen, die wochenlang unter dieser glühenden Sonne, ohne genügendem Vorrath an Wasser und Lebensmitteln, auf einem elenden Floß herumtreiben mußten. Gott bewahre jeden braven Seemann vor solchem Schicksal!



## Ceylon.





V.

Ceylon.

Ankunft in Point de Galle. — Ceylonische Kootsenboote. — Phhognomie der Stadt. — Lebhafter Verkehr. — Costüms. — Wanderung an der Küste. — Buddhistentempel und buddhistische Priester. — Singalesische Schreibart. — Eine heilige Schlange. — Seltenheit der Frauen. — Vorsicht beim Handel. — Siamesische Pilger und Bonzen.

In der Straße von Malacca, im indischen  
Archipel, 18. März 1853.

Am 10. März wurde mit Einbruch der Nacht der Leuchtturm von Point de Galle, auf der Südspitze von Ceylon sichtbar; der gefährlichen Küste halber legten wir jedoch bei und warteten den anbrechenden Morgen ab, um in den Hafen einzulaufen. Trotzdem wir uns die Nacht hindurch gegen 40 engl. Meilen von der Küste entfernt gehalten hatten, kam doch um Mitternacht ein Kootse an Bord, und zwar in einer Pirogue von solcher Construction, daß es einem an solche Fahrzeuge nicht gewöhnten Menschen wohl kaum einfallen dürfte, damit in See zu gehen. Das ganze Ding besteht aus einem hohlen Baumstamme, etwa 15 bis 18 Zoll breit; darauf sind als Borde der Höhe nach zwei dünne Bretter befestigt, um das Hereinschlagen der Wellen zu verhüten; der Raum zwischen denselben bleibt



kaum 12 Zoll breit, so daß man eingeklemmt auf einem kleinen Querbrettchen sitzen und die Füße übereinander schlagen muß, dafern man es nicht etwa vorzieht, das ganze wunderliche Fahrzeug à cheval zwischen die Beine zu nehmen, und diese ins Wasser hinabhängen zu lassen. Das jedem Seemann auf den ersten Blick unvermeidlich erscheinende Umschlagen wird jedoch durch eine eben so einfache wie praktische Vorrichtung vermieden; es gehen nämlich vorn und hinten zwei 6 bis 8 Fuß lange Stangen rechtwinklich vom Schiffchen aus, an deren Ende wiederum ein 6 bis 8 Zoll starker Balken diagonal mit dem Fahrzeuge befestigt ist; dieser Balken kann weder unter sinken, noch aus dem Wasser gehoben werden und macht dasselbe so sicher, als ein nach allen Regeln der Schiffbaukunst construirtes Boot. Später habe ich selbst mehrmals dergleichen Dinger zu Jagd- und anderen Excursionen benützt und in der That bewährt erfunden. Als wir Ceylon verließen, fanden wir derartige Fischerboote sogar bis zur Entfernung von 60 bis 70 Meilen in See.

Der Hafen von Point de Galle hat ein wunderliches Aussehen. Auf einer langen Erdzunge, oder besser schmale Halbinsel, hinter welcher sich der gut gesicherte Hafen befindet, liegt die Stadt, ziemlich wohl befestigt, und gewährt mit ihren theils altholländischen, theils indischen, halb hinter Bäumen versteckten Häusern einen nicht unmalerischen Anblick. An den vielen zerstreuten Felsblöcken bricht sich die See mit Ungeflüm, und der übrige sichtbare Theil der Küste ist mit zahllosen Cocospalmen bedeckt, über deren Wipfel sich hier und da ein niedriger blauer Hügel, oder die weiße Pyramide eines Buddhistentempels erhebt. Die Bay selbst war mit vielen Schiffen verschiedener Größe und Form gefüllt, die theils Ladung einnahmen, theils ausschiffen, zwischen denen wieder eine Menge Prahu's, meist Küstenhandel treibend, umherwimmeln. Diese letzteren erinnerten mich durch ihr Aussehen lebhaft an jene kleinen Papierschiffchen, welche wir Kinder auf dem Wassertroge unter dem alten Birnbaume im Hofe schwimmen ließen. Die meisten dieser ceyloneseer Fahrzeuge sind fast

ganz ohne Beihülfe von Eisen gebaut; als Füge- und Bindemittel dienen Holznägel und Stricke aus Cocoschans, der äußeren fastrigen Hülle der Cocosnuß.

Kaum lagen wir vor Anker, als sich eine Menge der vorbeschriebenen Piroguen um unsere Fregatte drängten, und halbnackte Kerle priesen in schauerhaftem Halbenglisch ihre Fertigkeit als Waschmänner und ihre exemplarische Redlichkeit an, dabei eine Menge theils neue, theils schmutzige und zerrissene Zeugnisse präsentirend. Als diese Bande an Bord gelassen ward, füllte sich bald jede Cajüte mit dienstfertigen Geistern, von denen mehre mit Zeugnissen unserer Kameraden von der Fregatte Susquehannah versehen waren, die 10 Monate früher hier gewesen war. Ein Mann, Namens Daniel, — ob der aus der Löwengrube, weiß ich nicht — war als ganz besonders ehrlich beglaubigt; diesem würdigen Subjekt vertraute ich meine Wäsche an, und nachdem dies wichtige Geschäft abgethan, warf ich mich in Glanz, um mir die Stadt ein wenig zu besehen, und meine Briefe nach der Heimath mit meinen heißesten Wünschen für deren Empfänger zur Post zu geben.

Das erste was mir hier auffiel, war das Costüm der ceyloneseischen Männer; ein großes Stück Musselin war um die Hüften befestigt, und hing wie ein Weiberrock lang herab bis auf die Knöchel; der Oberkörper war bei den meisten nackt und nur bei den besseren Klassen mit Hemden und kurzen Jäckchen bedeckt. Das Kopfhaar tragen auch die Männer lang und am Hinterkopfe in einen Knoten geschlungen, was ihnen in Verbindung mit dem vorewähnten Unterrock ein ganz weibisches Ansehen giebt. Ganz allerliebste sahen dagegen die kleinen Jungen von 5 bis 8 Jahren aus; mit ihren sanften, freundlichen Gesichtszügen und ihren langen, schwarzen, lockigen Haaren, gleichen sie mehr hübschen niedlichen Mädchen. Mit der Stadt war ich bald fertig; die Straßen sind einformig, und bemerkenswerthe Plätze oder Gebäude kaum zu sehen. Den besten Theil bilden noch die Festungswerke, von denen einige sehr alt und verfallen und fast alle ziemlich



malerisch waren, und die ich daher im Laufe des Tages meiner Mappe einverleibte.

Ich wünschte sehr doch auch etwas vom Lande selbst zu sehen und machte mich also am 11. mit Tagesanbruch auf, um wenigstens die Östküste zu untersuchen. Als ich längs dem sandigen Ufer dahinschritt, kam eben die Sonne hinter den Palmenwipfeln heraus; es hatte in der Nacht vorher stark geregnet und die Atmosphäre hing noch voll schwerer Dünste, die den Meereshorizont ganz verhüllten; aus dem Palmenwalde wirbelten leichte blaue Rauchwolken aus indischen Hütten empor und vereinigten sich mit den darüberhängenden Nebeln. Aus diesen hob sich die Sonne wie eine glühend dunkelrothe Kugel und in ungewöhnlicher Größe empor; die Küste selbst war ganz flach und sandig, so daß bei jeder zurücktretenden Welle der durchnäste Sand die dunkle Gluth der Sonne im langen Reflex abspiegelte. Im Vordergrund waren nackte, braune Gestalten beschäftigt, ihre Boote ins Wasser zu schaffern, während weiterhin mehre der kleinen Piroguen bereits ihre Segel entfaltet hatten. Es war, besonders in Bezug auf den prachtvollen Farben- und Lichteffect, einer der malerischsten Vorwürfe, die ich bis jetzt getroffen, und um so mehr bedauerte ich, daß ich meinen Malerapparat am Bord gelassen hatte, so daß ich mich damit begnügen mußte, nur die Contouren des Bildes auf dem Papiere, die Färbung aber leider nur in meinem Gedächtnisse zu fixiren.

In Gesellschaft eines Matrosen, der mich auf meiner Excursion begleitete und mein Gepäck trug, schritt ich rüstig dahin und gelangte nach kurzem Marsche in sumpfige Reisfelder. Eben weil ich diesmal nur ornithologische Ausbeute gehofft, hatte ich bloß mein Skizzenbuch, die Doppelflinte und das Jagdzeug mitgenommen, und binnen kurzer Zeit lieferten mir auch in der That die Reisfelder zwei oder drei verschiedene Arten von Schnepfen, einige mir noch unbekannte Reihergattungen und kleine Kraniche. Leider besaß ich keinen Hund, denn sonst hätte ich hier eine noch ungleich ergiebigere Jagd machen

können. Einige kleine, schwarzlockige nackte ceyloneser Gamins leisteten mir jedoch bestmöglichst Dienste, theils indem sie mir die Schnepfen aufstöberten, theils indem sie mir das geschossene Wild aus dem schwarzen Schlamm, in den sie lustig hineinpatschten, herausbrachten. Als die Sonne es etwas gar zu gut mit uns zu meinen begann, suchte ich mir ein kühles Plätzchen auf einem von Cocospalmen beschatteten Hügel und machte mich an das Ausbalgen meiner Vögel, da die heiße Witterung keinen langen Aufschub dieser Arbeit duldete. Nachdem dies Geschäft erledigt, verzehrte ich mein frugales Frühstück, aus Schiffszwieback und gesalzenem Fleische bestehend; das Wasser war hier nicht süßlich trinkbar; desto besser mundeten mir einige der herrlichen Cocosnüsse, die mir die ceylonesische Jugend von den Bäumen holte. Ob die Hitze und der Durst den Genuß besonders erhöhten, will ich dahin gestellt sein lassen, so viel aber ist gewiß, daß mir nie ein Labetrunk köstlicher und erfrischender dünkte, als diese Cocosnussmilch. — Nicht weit von dieser Stelle befand sich ein kleiner Buddhistentempel und, meine Flinte und Jagdmesser auf Bitten der Indier in einiger Entfernung zurücklassend, ging ich, dem dort wohnenden Priester einen Besuch abzustatten. Der kleine, in achteckiger Form erbaute Tempel stand auf der Spitze eines Hügel und war mit einer etwa 4 Fuß hohen Mauer umgeben; daneben, etwas tiefer, lag eine Art von Vorhof mit gleicher Umfassungsmauer, zu den man über eine kurze Freitreppe hinabgelangte. Am Thore des inneren Tempelhofes brannte auf der linken Seite in einer Nische eine kleine Lampe. Zur Rechten dieses inneren Hofes und etwas höher gelegen, befand sich in einer besonderen Einfriedigung ein geheiligter Brunnen mit einem kleinen Altar davor. Einige Stufen führten aus dem ersten Hofe zu diesen Platz, doch so, daß man nicht nöthig hatte, den innersten Hof zu passiren um dahin zu gelangen, und eine zweite Treppe, gleichfalls aus dem ersten Hofe, führte in das etwas tiefer gelegene Haus des Priesters.

Der Tempel selbst war, wie schon erwähnt, ein Octogon mit



4 Thüren, deren jede mit einem auf schlanken Säulchen ruhenden Vorbache versehen war; das Ganze überragte eine aus solidem Mauerwerke aufgeführte Pyramide, auf deren Spitze ein Bündel Stöckchen, an eisernen Zierrathen hängend, angebracht war. Eine solche Pyramide hat jeder Buddhatempel, entweder wie hier, unmittelbar auf demselben, oder in geringer Entfernung davon als gesondertes Monument, und enthält in der Regel irgend eine Reliquie des berühmten Reformators der Braminenreligion, oder Hauptgottes Buddha. Im Innern des kleinen Gebäudes befanden sich den 4 Thüren gegenüber 4 Schreine oder Sanctuarien, deren jeder ein Bild des Buddha, nebst einigen Untergöttern oder Heiligen war, und auf einem vor jedem dieser Schreine befindlichen kleinen Altare lagen verschiedene Opfergaben, bestehend aus Blumen, Sämereien, Palmenblüthen, Früchten, auch wohl Kupfermünzen von geringem Werthe.

Die Wände des Ahtesck waren auf der Innenseite mit Abbildungen religiöser Gegenstände bedeckt, unter denen besonders weiße Elephanten ein Hauptgegenstand der Verehrung zu sein schienen. Auch das Märtyrthum spielte eine bedeutende Rolle, in der Person von Priestern und Jungfrauen, die theils mit Pfeilen, Speisen und Schwertern, theils mit Sägen, durch Feuer oder sonst auf eine schauerhafte Weise hingeschlachtet wurden. Als Hauptübelthäter erschien besonders oft ein Fürst mit der Krone auf seinem Haupte, wofür ihn aber auch die Strafe des Himmels erteilte, wie man auf einer besonderen Abbildung ersehen kann: da liegt er auf seinem Sterbebette, ein Strom rothen Feuers schlingt sich um seinen Hals und zieht ihn hinab in den Höllenspfuhl, wo bereits andere seiner gekrönten Comitonen von einer Gesellschaft weißer Teufel mit langen Saugzähnen auf diverse Art gefressen und gepeinigt werden.

Der alte Priester, mit geschorenem Haupte und Bart, und in ein langes Stück dunkelgelben Baumwollstoffes gekleidet, zeigte mir alles sehr bereitwillig und freundlich; als ich ihm jedoch eine kleine Belohnung anbot, verweigerte er deren Annahme, deutete aber dabei auf

eine vor dem schiefäugigen Gotte stehende Opferschale, in die ich dann auch meine Gabe fallen ließ und dafür zum Abschiede mit einem feierlichen Salaam, und einem Geschenke an Blumen und Früchten entlassen ward. — Der kleine Tempel mit seiner Umgebung von Palmen und einigen Hütten, sowie einer Gruppe von Eingeborenen als Staffage, gab ein allerliebtestes Motiv zu einem Bildchen; im übrigen aber bot die Landschaft eben nichts Malerisches dar.

Zur Nacht zündete ich mir ein Feuer an, bereitete mir aus meinen Vorräthen ein frugales Abendbrod, dazu eine Tasse Kaffee und eine Cigarre, streckte mich dann, wie ich jetzt gerade vor einem Jahre in den Gebirgen von Central-Amerika gethan, auf Gottes Erdboden aus, schlief ruhig und in Frieden bis zum nächsten Morgen, wo ich mein mörderisches Tagewerk in gleicher Weise und mit gleich reicher Jagdbeute fortsetzte.

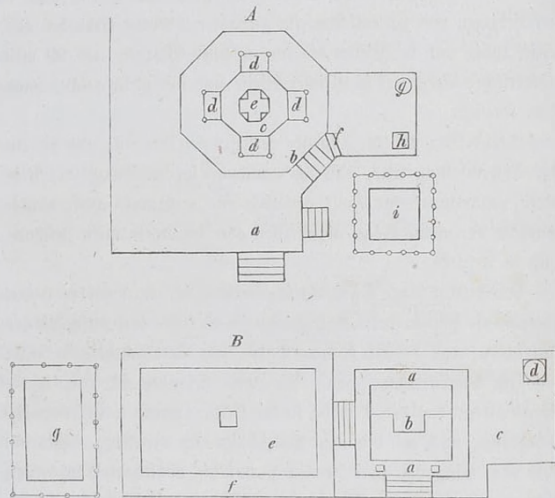
Dieser Tag und der folgende verliefen wie der erste und die einzige Abwechslung war, daß ich manchmal in den Sumpf der Reisfelder, manchmal ins Holz gerieth, und mehrmals Halt machte, entweder um meine Vögel abzustreifen oder Etwas in mein Zeichnenbuch zu skizziren.

Am dritten Tage gegen Mittag erreichte ich einen andern kleinen Tempel, der sich in seiner Anlage von jenem ersten wesentlich dadurch unterschied, daß er auf flachem Boden und statt achteckig in regelmäßigen Viereck erbaut war. Die Idole befanden sich hier in drei Sanctuarien, das des Buddha in der Mitte, etwas weiter vorwärts und größer, auch mit bemalten Holzschnitzereien versehen; rechts und links vom Eingange zwei ziemlich gutmüthig aussehende langberockte Figuren mit gezogenen Schwertern; die Wände mit Malereien bedeckt, wie dort. Die früher erwähnte Pyramide stand hier gesondert, doch in demselben Hofe mit den drei Sanctuarien. Daneben, und durch einen Säulengang damit verbunden, stand ein, etwa 60 bis 70 Fuß langes Gebäude mit 4 großen Thüren, im Innern einen geräumigen Saal enthaltend, darin sich ein durch ein Gitter abgeschlossenes besonderes



Viereck mit einer Art von Kanzel befand. Jedenfalls diente dieses Gebäude zum Gottesdienste, denn das Haus des Priesters lag ganz abge sondert davon, doch so wie alle Gebäude, von einem Säulengange umgeben. Vor dem Tempel befand sich unter schlanken Palmen ein Brunnen, daneben ein gemauerter Trog für das Wasser, das man vermittelst einer Cocosnußschale, an einen Baststrick befestigt, heraufzog.

Ich füge hier die flüchtigen Grundrisse beider Tempel bei:



A. Erster Tempel.

a. Äußerer Hof. b. Innerer Hof. c. Achteckiger Tempel. d. Eingänge mit kleinen Vorbächern. e. Sanctuarium. f. Nebenhof. g. Brunnen. h. Altar. i. Priesterwohnung.

B. Zweiter Tempel.

a. Tempel. b. Sanctuarium. c. Nebenhof. d. Glockenpyramide. e. Halle mit Kanzel. f. Vorhof. g. Priesterwohnung mit Säulengang.

Unter den Säulen saß ein Priester, augenscheinlich von höherem Range wie jener erste, wie sein hellgelbseidenes Gewand anzeigte, von seinen in dunkelgelbbaumwollene Gewänder gekleideten Söhnen umgeben, und lehrte sowohl diesen, als mehren ringsumher kauern den kleinen Buben mit eisernen Griffeln auf Palmblättern schreiben, sehr an den Stylus und die Schreibart der Alten erinnernd. Wenn die Schrift mit dem scharfen Griffel ins Blatt gekratzt ist, wird dasselbe mit einem Dele eingerieben und über dem Feuer getrocknet, worauf erst die Schrift schwarz hervortritt. Jedes dieser Blätter hat zwei Löcher, an denen es auf Fäden gereiht, und so ein Buch gebildet wird. Die Schrift sieht etwas seltsam aus, allein wenn sie gut geschrieben ist, wie z. B. die des Alten, nimmt sie sich auf den gebleichten Palmblättern ganz hübsch aus, ungefähr so:

*Handwritten text in a cursive script, likely representing the 'strange' script mentioned in the text.*

Der Stylus wird beim Schreiben auf eigenthümliche Art gehalten, nämlich mit der scharfen Spitze etwas gegen den Körper und das obere ein wenig schwerere Ende mehr nach außen geneigt.

Ich wünschte sehr einen solchen Griffel, sowie auch einige beschriebene Palmblätter zu besitzen, was mir der alte Priester auch sehr bereitwillig gab, dagegen aber eben so wenig wie der erste von einer Bezahlung etwas wissen wollte, weshalb ich denn meine Zuflucht wieder zu dem Opferstod nahm. Einen buddhistischen Koran und eine singalesische Grammatik, die der Mann besaß, wären mir gleichfalls sehr lieb gewesen; da der Alte sich jedoch nur sehr schwer davon trennen zu wollen schien, nahm ich Anstand, noch weiter in ihn zu dringen.

Es war jetzt schon ziemlich spät am Nachmittage, und da mein Urlaub mit Sonnenuntergang zu Ende lief, so mußte ich mich beeilen an die Küste zu kommen. Auf dem Rückwege durch einen Palmen-



wald, bekam ich eine schön gezeichnete Schlange von ungefähr 5 bis 6 Fuß Länge zu Gesicht, und war schon im Begriff auf dieselbe zu schießen, um die schöne Haut zu erbeuten, als sich einige mich begleitende Hindus zum Vertheidigen des Reptils aufwarfen, ja einer derselben ging in seinem Eifer sogar so weit, sich geradezu vor die Mündung meiner Flinte zu stellen, jedenfalls wohl aus irgend einem religiösen Beweggrund. Leider entging mir dadurch ein wahres Prachteremplar für meine Sammlung, ja ich getraute mir nicht einmal die Schlange näher zu befehen, welcher Gattung sie angehöre, wollte ich die Leutchen nicht erzürnen, die sich sonst überaus gutmüthig und freundlich gegen mich bewiesen hatten. — Auffallend war mir die geringe Anzahl von Frauen, die ich während dieser drei Tage gesehen hatte; es waren in Allem nur 5, und zwar 3 sehr alte und 2 ganz junge. Möglich, daß sie sich nur im Innern der Häuser aufhalten, deren ich nur wenige und flüchtig besuchte, oder daß, wie versichert wird, sich die weibliche Bevölkerung wirklich zur männlichen wie 1 zu 6 verhält. — Ich ging auf einer der vorerwähnten kleinen Piroguen an Bord und langte noch eine Stunde vor Sonnenuntergang auf der Fregatte an.

Das Verdeck wimmelte von Besuchern aller Klassen. Englische Offiziere und englische Damen hatten sich auf dem Quarterdeck versammelt um der Musik zuzuhören, die anderen Theile des Schiffes waren aber voller Singalesen verschiedener Stände, darunter viele, die Elephanzähne und Kinnliden zum Verkauf anboten, andere wieder Juwelen, Modelle von Piroguen u. dergl. mehr. Trotz der anscheinend ungemein billigen Preise, läuft der Unerfahrene dennoch große Gefahr geprellt zu werden, und man kommt noch am Besten weg, wenn man gegen getragene Kleider, Wäsche, worauf die Eingeborenen besonders gierig sind, zu tauschen sucht. So erhandelte ich z. B. gegen einige, durch die Manipulation der hottentottischen Waschkamen am Cap in desolaten Zustand verfestete Hemden und einige Kleidungsstücke ein paar niedliche Modelle von Prahus, eine Kiste Cigarren und

eine Elephantenkinnlade ein. — Ein flammendes Kriegsschiff hatte eine Menge Pilger gebracht, denn Ceylon, in deren Hauptstadt Candy sich ein Zahn des Buddha befindet, ist ein heiliger Platz. Unter diesen Pilgern befanden sich auch mehrere Bonzen, zwei davon sogar hohen Ranges, die uns ebenfalls die Ehre ihres Besuchs erzeigt hatten. Einem derselben gab ich das beschriebene Palmblatt, das ich am Nachmittag zum Geschenk erhalten, und bat ihn, es mir zu lesen, was er denn auch sehr bereitwillig that, mit näselnder, singender Stimme und nach einer Weise, ähnlich der unserer Priester beim gesungenen Hochamte; er erklärte mir dann, so gut er es auf englisch vermochte, es sei ein Gebet für einen Mann, der in gefährvollem Unternehmen begriffen sei. Ulgemach verließen uns unsere Besucher, die Abendkanone ward gelöst; geistig und körperlich abgESPANNT, suchte ich den stärkenden Schlaf in meinem Hammock auf, aus dem ich erst spät am andern Morgen erwachte, wo mich die Bewegung des Schiffes belehrte, daß wir bereits wieder in See waren. In der That sah ich von Ceylon nur noch einen blauen Strich am Horizonte, und hätten mich meine Skizzen, meine Vogelbälge, meine schmutzigen Kleider und meine Müdigkeit nicht überzeugt, so hätte ich kaum geglaubt 4 Tage auf Ceylon gewesen zu sein. Wenn das so fortgehen sollte, so wird es mir bei meiner Heimkehr nach Newyork zu Muthe sein, als hätte ich nur von einer Reise um die Welt geträumt, so jagen sich die wechselnden Bilder und Eindrücke.